



Die Schiffbrüchigen des »Jonathan«. Erster Band

Jules Verne

Die Schiffbrüchigen des »Jonathan«. Erster Band

Jules Verne

I. Das Guanako

Es war ein anmutiges Tier mit langem, fein gebogenem Hals, schön gerundetem Rücken, schlanken, jedoch kräftigen Beinen, zierlichen Flanken und kurzem, dichtbehaartem, buschigem Schwanz, das langsam aus dem schützenden Dunkel des Waldes heraustrat; die Farbe seines Haarkleides war ein fahles Rot mit weißen Flecken: – ein Guanako.

Auf große Entfernung hin gesehen, kann der Anblick dieser Wiederkäuer leicht zu einer Täuschung Anlaß geben: man glaubt, Pferde mit Reitern vor sich zu sehen, und manch ein Reisender hat – durch den Schein irregeföhrt – eine am fernen Horizont hingaloppierende Herde dieser Tiere für einen Reitertrupp gehalten.

Das Guanako schien das einzige sichtbare Lebewesen in dieser ganz einsamen Gegend zu sein. Es war am Abhang eines

Hügels stehen geblieben, der sich inmitten einer weitgedehnten Prärie erhob, wo hohe Schilfhalme in knisterndem Rascheln aneinanderstreiften und ihre scharfen Blattenden wie spitze Lanzen in das dichte Buschwerk stachlicher Gewächse bohrten.

Das Tier hielt das Haupt der Luftströmung zugewandt und atmete die Dünste ein, die eine leichte Brise von Osten herbeitrug. Mit wachsamen Blicken, die Ohren lauschend aufgerichtet, sorgsam Umschau haltend, stand es da, bereit, auf das erste verdächtige Geräusch hin die Flucht zu ergreifen.

Die Ebene zeigte keine einförmige, glatte Oberfläche, sondern war im Gegenteil von zahlreichen Vertiefungen durchfurcht – eine Folge der heftigen Gewitterregen, die den Boden aufgewühlt hatten. Durch einen dieser natürlichen Schutzwälle unsichtbar gemacht, kroch vorsichtig ein Eingeborner, ein Indianer, welchen das Guanako trotz der geringen Entfernung unmöglich bemerkte, auf den Hügel zu. Er war fast gänzlich unbekleidet – die zerrissenen

Reste eines Tierfelles bildeten seine einzige Bedeckung – und kam langsam näher, indem er sich geräuschlos durch die Gräser schob, um das Wild, nach dem er Begehrung trug, nicht zu erschrecken. Trotzdem schien dieses eine Ahnung der bevorstehenden Gefahr zu haben und gab Zeichen großer Unruhe.

Da sauste ein Lasso pfeifend durch die Luft und rollte sich bei dem Tiere ab; aber der lange Riemen erreichte sein Ziel nicht; er glitt vom Rücken desselben herunter und fiel zu Boden.

Der Anschlag war verfehlt; das Guanako aber entfloh mit Windeseile und war bereits hinter den Baumgruppen verschwunden, als der Indianer am Gipfel des Hügels ankam.

Das vom nahen Tode bedroht gewesene Tier war gerettet, nun sollte auch der Mensch seinen Anteil an Todesnot und -gefahr haben!

Nachdem er das mit dem einen Ende an seinem Gürtel befestigte Lasso an sich gezogen und aufgerollt hatte, wollte er eben den Hügel hinabsteigen, als sich in nächster Nähe ein grimmiges Brüllen hören ließ und fast im gleichen Augenblicke ein wildes Tier vor seine Füße sprang. Es war ein Jaguar von außergewöhnlicher Größe; sein graubraunes Fell war mit schwarzen Flecken gezeichnet, die mit ihren lichten Mittelpunkten der Pupille eines Auges nicht unähnlich sahen.

Der Eingeborene kannte die Wildheit dieses gefährlichen Tieres und wußte, daß es ihn leicht mit einem einzigen Schlag seiner gewaltigen Tatze, einer Bewegung seiner fürchterlichen Kiefer töten konnte, und machte einen großen Sprung nach rückwärts. Unglücklicherweise kam ein Stein unter seinen Füßen ins Rollen, er verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Mit hoch erhobener Hand suchte er sich mit Hilfe eines aus Seehundsknochen gefertigten, spitzen Messers zu verteidigen, das er aus seinem Gürtel gezogen hatte;

einen Augenblick lang hoffte er sogar, sich erheben und eine günstigere Stellung einnehmen zu können, aber es sollte nicht sein. Das leicht verwundete Raubtier warf sich mit der Kraft der höchsten Wut auf ihn, riß ihn nieder und die scharfen Krallen zerfleischten die Brust des Wehrlosen – er war verloren.

In diesem Augenblicke größter Not erzitterte die Luft von einer lauten Detonation und der Jaguar, dem eine Karabinerkugel das Herz durchbohrt hatte, brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Kaum hundert Schritte vom Tatort schwebten leichte, weiße Rauchwölkchen über einer der Klippen; dort stand auf einem Felsblock, den Karabiner schußbereit erhoben, ein Mann.

Er war kein Stammesgenosse des Verwundeten, sondern zeigte den stark ausgeprägten arischen Typus. Obgleich von der Sonne sehr gebräunt, war er nicht von brauner Hautfarbe; sein Antlitz zeigte weder die (infolge der tiefliegenden

Augenhöhlen) breite Nase, noch die hervortretenden Backenknochen, die niedrige Stirne und die kleinen Augen der indianischen Rasse. Im Gegenteil! Sein Gesichtsausdruck zeugte von bedeutender Intelligenz und die hohe, von unzähligen Falten durchfurchte Stirne verriet den Denker.

Seine Haare waren kurz geschnitten und grau wie der Bart. Sein Alter war unmöglich genau anzugeben, doch mochte er vierzig bis fünfzig Jahre zählen.

Er war von großer Gestalt und schien sich der Kraft eines Athleten, einer eisernen Konstitution und unverwüstlicher Gesundheit zu erfreuen. Die Züge seines ernsten Antlitzes trugen den Stempel großer Energie und seine ganze Persönlichkeit atmete jenen Stolz, der wohl zu unterscheiden ist vom lächerlichen Hochmut eitler Dummköpfe; Haltung und Gebärden dieses Mannes zeugten von wahrem Adel.

Bald hatte der neue Ankömmling erkannt, daß ein nochmaliges Abfeuern seiner Waffe unnötig war; er senkte dieselbe, entlud sie, nahm sie unter den Arm und entfernte sich in südlicher Richtung.

Dort, am Fuße der Klippen, breitete sich unabsehbar weit das Meer aus. Der Mann beugte sich über die Steine und rief:
»Karrolly!« Dann fügte er noch einige Worte in einer rauhen, an gutturalen Lauten reichen Sprache hinzu.

Wenige Minuten später erschien in einem Felseneinschnitt ein Jüngling von ungefähr siebzehn Jahren, welchem ein Mann folgte, der die Vollkraft des Lebens bereits erreicht hatte. Auf den ersten Blick mußte man in ihnen Indianer erkennen, so verschieden waren sie von dem Manne, dessen Meisterschuß soeben den Beweis seiner großen Geschicklichkeit und Treffsicherheit geliefert hatte. Der ältere der Indianer, welcher sicher mehr als vierzig Jahre zählte, zeigte kräftig entwickelte Muskeln, breite Schultern und einen mächtigen

Brustkorb, der große, eckige Kopf saß auf einem breiten Hals; er war von stattlicher Größe, hatte eine tiefdunkelbraune Hautfarbe, schwarze Haare und unter den dünnen Brauen blitzten verschmitzte Augen. In diesem Repräsentanten einer untergeordneten Rasse schienen die tierischen mit menschlichen Eigenschaften um die Oberherrschaft zu kämpfen; aber nicht die Kennzeichen eines wilden Tieres trug der Mann an sich, eher diejenigen eines zahmen, an Liebkosungen gewöhnten Geschöpfes. Man hätte ihn für einen guten, treuen Hund nehmen können, einen jener mutigen Neufundländer, welche so oft zum Gefährten, mehr noch, zum Freunde ihres Herrn werden. Und wie eines dieser ergebenen Tiere kam er herbeigelaufen, als er seinen Namen rufen hörte.

Der junge Mann war aller Wahrscheinlichkeit nach sein Sohn; sein geschmeidiger Körper war vollständig nackt; in geistiger Hinsicht schien er den Vater weit zu überragen. Aus seinen feurigen Augen sprach ein klarer Verstand

und, was vielleicht noch wertvoller ist,
Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit!

Als die drei Männer beisammen standen,
wechselten die beiden älteren einige Worte
in der früher erwähnten indianischen
Sprache, die durch eine kurze Atempause in
der Mitte der meisten Wörter
gekennzeichnet ist; dann eilten alle zu dem
Verwundeten hin, welcher neben dem toten
Jaguar im Grase lag.

Der Unglückliche hatte das Bewußtsein
verloren. Das Blut strömte aus seiner Brust,
die in ganz entsetzlicherweise von den
Spuren des wilden Tieres bearbeitet worden
war. Aber seine Lider hoben sich ein wenig,
als er fühlte, daß eine Hand seine groben
Kleidungsstücke beiseite schob.

Als er denjenigen erkannte, der ihm
Beistand brachte, erhellt ein Strahl der
Freude seinen erloschenen Blick und die
bleichen Lippen murmelten einen Namen:

»Der Kaw-djer!«

Der Kaw-djer! – Dieses Wort bedeutet »Freund«, »Wohltäter«, »Retter« in der Sprache der Eingeborenen; mit diesem schönen Namen war augenscheinlich der Weiße gemeint, denn er senkte bejahend das Haupt.

Während er dem Todwunden die ersten Hilfeleistungen zuteil werden ließ, war Karroly zu den Klippen hinabgestiegen und kam bald mit einer Jagdtasche wieder, in der sich ein chirurgisches Besteck und mehrere Fläschchen mit dem Saft gewisser heilkräftiger Pflanzen befanden. Während der Indianer das Haupt des Verwundeten auf seine Knie bettete, wusch der Kaw-djer die zerrissene Brust und suchte die Blutung zu stillen. Dann näherte er die Ränder der Wunden, bedeckte sie mit einem weichen Verbandstoff, der mit dem Inhalt eines der Fläschchen befeuchtet worden war, nahm seinen wollenen Gürtel ab und umschnürte damit die Brust des Indianers, um den Verband dort festzuhalten.

Konnte der Unglückliche mit dem Leben davonkommen? Der Kaw-djer glaubte es nicht. Es gab kein Mittel, das diese fürchterlichen Wunden, die tief bis in die Weichteile reichten, die Lungenflügel nicht verschont hatten, zur Vernarbung bringen konnte!

Karroly benützte einen lichten Moment des Verwundeten, welcher die Augen geöffnet hatte, zu einer Frage:

»Wo ist dein Stamm?

– Dort, ... dort! ... murmelte der Indianer und zeigte mit der Hand nach Osten.

– Das wird acht bis zehn Meilen von hier, am Ufer des Kanales sein, sagte der Kaw-djer; gestern Abend haben wir die Lagerfeuer gesehen.

Karroly nickte beistimmend.

– Es ist erst vier Uhr, meinte der Kaw-djer, aber die Flut ist bald zu erwarten; wir

werden erst bei Sonnenaufgang fort können!

– Ja, sagte Karroly und der Kaw-djer fuhr fort: Halg und du, ihr könnt ihn in das Boot tragen und dort niederlegen; mehr können wir jetzt für ihn nicht tun.«

Karroly und sein Sohn gehorchten sogleich. Sie hoben den Verwundeten auf und trugen ihn langsam und vorsichtig zum Strand hinunter; darauf kam der eine Indianer zurück, um den Jaguar zu holen, dessen Fell um teueres Geld an herumziehende Pelzhändler abgegeben werden sollte.

Während die zwei Gefährten den ihnen gewordenen Auftrag vollzogen, entfernte sich der Kaw-djer einige Schritte und erklomm eine der Felsenzacken der Klippe, von wo aus sein aufleuchtender Blick alle Punkte des Horizontes umfassen konnte. Zu seinen Füßen schlängelte sich die phantastisch geschnittene Uferlinie hin, die die Nordgrenze einer mehrere Meilen breiten Meeresträße bildete. Die

gegenüberliegende Küste, von tief einschneidenden Wasserarmen bis auf unabsehbare Entfernung hin zerrissen, war nur in vagen Umrissen sichtbar. Inseln und Inselchen waren ihr vorgelagert und erschienen dem fernen Beobachter wie bläulicher Wasserdunst.

Weder im Osten noch im Westen konnte man das Ende dieser Meeresstraße erblicken, die von hohen, drohenden Klippen umsäumt war.

Gegen Norden breiteten sich unendliche Prärien aus, die von zahlreichen Wasserläufen durchquert wurden, welche entweder als tosende Wildbäche oder in donnernden Wasserfällen ins Meer stürzten. Aus der Oberfläche dieser ungeheueren Ebenen erhoben sich stellenweise grüne Oasen, dichte Wälder, in deren Mitte man vergebens nach einem Dorfe gefahndet haben würde und deren Wipfel von den Strahlen der eben untergehenden Sonne in rotes Gold getaucht wurden. Noch weiter im Hintergrunde türmten sich schwere

Bergmassen auf, mit glitzernden Kronen
blendend weißer Gletscher geschmückt.

In östlicher Richtung war der bergige Charakter der Gegend fast noch mehr ausgeprägt. Als ob sie mit dem Binnenlande Schritt halten wollten, erhoben sich die Felsen terrassenförmig zu immer höheren Regionen und verloren sich schließlich als spitze Gipfel in den höchsten Himmelszonen.

Die Gegend schien gänzlich verlassen, verödet und dieselbe Einsamkeit brütete über dem Wasser: weit und breit war kein Fahrzeug zu sehen, nicht einmal ein gebrechliches Rindenkanoe oder ein primitives Segelboot! Und so weit der Blick reichen konnte, auf keiner der Inseln im Süden, an keiner Stelle der Küste, auf keinem erhöhten Punkte der Uferklippen stieg auch nur das leichteste Rauchwölkchen auf, das Kunde gegeben hätte von der Gegenwart menschlicher Lebewesen.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu und über Land und Wasser schwebte jener Hauch von Melancholie, der stets der Dämmerstunde voranzugehen pflegt. Einige dunkle Punkte verfinsterten den Abendhimmel; es waren große Vögel, die langsam durch die Lüfte schwebten und Umschau hielten nach einem Zufluchtsort für die Nacht.

Mit gekreuzten Armen stand der Kaw-djer auf dem Felsblock, den er erklimmen hatte, unbeweglich wie ein Steinbild. Sein Antlitz war verklärt, als hätte er eine Vision, seine Lider zitterten, seine Augen strahlten im Feuer heiliger Begeisterung, während er in die Betrachtung dieses wundervollen Schauspiels versunken war, das Wasser und Land bot, hier, an den äußersten Grenzen der Welt, auf diesen letzten, verstreuten Parzellen des Erdganzen, einer vergessenen Region, wo kein Mensch ein Eigentumsrecht geltend machen konnte und die sich nie unter das Joch eines Gesetzgebers gebeugt hatte.

Lange, lange stand er so da, vom sinkenden
Licht wie von einer Strahlengloriole
umwoben, von der leichten Brise
liebkosend umfächelt, dann öffnete er weit
die Arme, als wollte er die majestätische
Unendlichkeit vor sich umfassen,
festhalten, an sein Herz drücken und ein
tiefer Seufzer hob seine Brust. Und
während sein Blick mit stolzer Genugtuung
das herrliche Land überflog und sich dann
in kühner Herausforderung zu den
Himmelshöhen erhob, brach von seinen
Lippen ein Ruf, ein Ruf, der sich aus
seinem tiefinnersten Sein losgelöst hatte
und sein wildes Begehren verriet – nach
Freiheit, nach absoluter, unbegrenzter
Ungebundenheit.

Dieser Aufschrei, er war derjenige der
Anarchisten aller Länder und Zeiten, jene
berühmte und berüchtigte Formel, die so
charakteristisch ist, daß sie als landläufiges
Synonym für die ganze Verbrüderung gilt,
die in vier kurzen Worten alles Wissen und
Streben dieser gefürchteten Sekte
kennzeichnet.

»Kein Gott! Kein Gebieter!« rief er mit Donnerstimme, während er sich von der Höhe seiner Klippe zu den tosenden Fluten unten niederbeugte und eine wilde, gebieterische Handbewegung machte, als ob er die unendliche Welt und alles auf ihr an sich reißen wollte.

II. Eine geheimnisvolle Existenz

Die Geographen bezeichnen mit dem Namen »Magalhæs-Archipel« die Gesamtheit aller Inseln und Inselchen, die zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean um die Südspitze des amerikanischen Kontinentes gelagert sind. Die südlichsten Gegenden dieses Erdteiles sind die Länderebiete Patagoniens, das in zwei langgestreckte Halbinseln endet, deren eine als äußersten Ausläufer das Kap Froward trägt. Dem Gebiete, das durch die Magalhæs-Straße von dem Festland getrennt ist, hat man – und mit Recht – in dankbarer Erinnerung an den berühmten Seefahrer des 16. Jahrhunderts – den Namen Magalhæs-Archipel beigelegt.

Die abgetrennte geographische Lage hatte zur Folge, daß dieser Teil der Neuen Welt bis zum Jahre 1881 noch keinem zivilisierten Staate einverleibt worden war,

selbst nicht seinen nächstgelegenen Nachbarn Chile und der Republik Argentina, deren Interesse übrigens lange Zeit durch einen Streit um die Pampas Patagoniens gefesselt wurde. Der Magalhæs-Archipel gehörte niemandem, Niederlassungen konnten hier nach Belieben gegründet werden und erfreuten sich vollkommener Unabhängigkeit.

Diese Inselwelt ist durchaus nicht von kleiner Ausdehnung, sie verfügt über einen Flächenraum von fünftausend Quadratkilometern. Außer einer großen Anzahl kleiner Inseln geringer Bedeutung gehören zu dem Archipel das Feuerland, das Desolations-Land, die Inseln Clarence, Hoste, Navarin, die Gruppe des Kap Hoorn, die sich wieder aus den Insel Wollaston, Hermite, Herschel und anderen Inselchen und Klippen zusammensetzt; so löst sich der gewaltige amerikanische Kontinent langsam in kleine Erdschollen und Staub auf.

Von diesen Teilgebieten, die in ihrer Gesamtheit den Magalhães-Archipel bilden, weist das Feuerland die größte Flächenentwicklung auf. Im Norden und Westen vom Vorgebirge Espiritu Santo bis zum Magdalenen-Sund ist die Küstenlinie wild zerrissen. Nach Westen springt eine schmale Halbinsel ins Meer vor, die den Berg Sarmiento (2070 m) trägt; im Südosten endigt die Insel in der Spitze San Diego; sie sieht einer zusammengekauerten Sphinx ähnlich, deren Schweif in die Wasser der Straße von Le Maire taucht.

Im Monat April 1880 haben sich auf eben dieser Insel die im vorigen Kapitel erwähnten Begebenheiten abgespielt. Die Meeresstraße, die der Kaw-djer während seiner fieberhaften Betrachtung vor Augen hatte, war der Beagle-Kanal, der das Feuerland im Süden begrenzt und dessen jenseitiges Ufer von den Inseln Gordon, Hoste, Navarin und Picton gebildet wird. Noch südlicher entfaltet sich die Inselwelt des Kap Hoorn.

Zehn Jahre vor dem Beginn dieser Erzählung war der Mann, dem die Indianer später den Namen Kaw-djer beigelegt hatten, zum ersten Male auf feuerländischem Boden aufgetaucht. Wie war er hergekommen? Ohne Zweifel an Bord eines der zahlreichen Segelschiffe oder Dampfer, die das Labyrinth von Wasserstraßen befahren, das sich innerhalb des Magalhães-Archipel und jenen Inseln ausbreitet, die dessen Fortsetzung im Stillen Ozean bilden. Handelsbeziehungen verknüpfen sie mit den Eingeborenen, deren Jagdbeute an Tierfellen (von Guanakos, Vikunas und Seewölfen) sie sehr zu schützen wissen. Die Gegenwart dieses Fremden ließ sich auf die Weise leicht erklären; auf andere Fragen, seinen Namen, seine Nationalität betreffend, war die Antwort schwerer zu finden; man ahnte nicht einmal, ob er der Alten oder Neuen Welt entstamme.

Man wußte gar nichts von ihm. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß gesagt werden, daß von niemandem der Versuch

gemacht worden war, Klarheit in diese Angelegenheit zu bringen. Welches wäre auch die Persönlichkeit gewesen, die in diesem Lande, das keine Autorität anerkannte, ein Recht gehabt hätte, ihn auszufragen? Er lebte ja nicht in einem gesetzlich geordneten Staate, wo die Polizei der Vergangenheit jedes einzelnen nachforscht, wo es unmöglich ist, längere Zeit unerkannt zu bleiben. Hier war niemand mit irgendwelchen Machtvollkommenheiten versehen, hier lebte man außerhalb des Bannkreises feststehender Gebräuche und Gesetze, kleinlicher Vorschriften, hier war das Land der Freiheit!

Während der ersten zwei Jahre seiner Anwesenheit auf dem Feuerlande hatte der Kaw-djer keinen bestimmten Ort zum bleibenden Wohnsitze gewählt. Er war bald hier, bald dort zu finden, durchkreuzte die ganze Gegend in abenteuerlichen Fahrten und schloß Freundschaft mit den Eingeborenen; niemals aber berührte er die wenigen von Ansiedlern der weißen Rasse

bewohnten Niederlassungen. Wenn er jemals mit einem der Schiffe in direkte Verbindung trat, die irgendeinen Punkt des Archipels anliefen, so geschah dies nur, wenn er für einen Feuerländer den Zwischenhändler abgab oder sich mit Munition und Arzneien neu versehen mußte. Diese Einkäufe bezahlte er entweder mit Tauschobjekten oder in spanischem oder englischem Gelde, mit dem er reichlich versehen zu sein schien.

Sonst war er auf steter Wanderung von Stamm zu Stamm, von Lagerplatz zu Lagerplatz begriffen. Er lebte, wie die Eingeborenen, vom Ertrage der Jagd und des Fischfanges; hielt sich bald bei den Bewohnern der Küstengegenden, bald bei den Völkerschaften im Inneren des Landes auf, wohnte in ihren Zelten, pflegte und heilte die Kranken, unterstützte die Witwen und Waisen und war bald der Gegenstand dankbarster Verehrung dieser armen Leute, die ihm den glorreichen Namen beilegten, unter dem er von einem Ende des Archipels zum anderen bekannt und geliebt war.

Es konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß der Kaw-djer ein sehr unterrichteter, gebildeter Mann war, besonders in den Heilswissenschaften mußte er eingehende Studien gemacht haben. Er sprach auch geläufig mehrere Sprachen: Franzosen, Engländer, Deutsche, Spanier und Norweger hätten ihn getrost für einen Sohn ihres Landes ansehen können. Diesen polyglotten Kenntnissen hatte dieserätselhafte Persönlichkeit natürlich sehr bald die Landessprache hinzugefügt, den yacanischen Dialekt. Dieses Idiom, das im ganzen Magalhães-Archipel gesprochen wird und das auch die Missionäre zu ihren Bibelübersetzungen benützen, beherrschte er fließend.

Der Magalhães-Archipel, wo der Kaw-djer sein Leben zuzubringen gedachte, ist durchaus keine unbewohnbare Gegend, wie man gewöhnlich annimmt, wenn man es nach dem Rufe beurteilt, den ihm die Berichte der ersten Erforscher geschaffen haben. Allerdings wäre es übertrieben, der Gegend den Namen eines irdischen

Paradieses beizulegen und es wäre lächerlich, leugnen zu wollen, daß sein äußerstes Vorgebirge, das Kap Hoorn, von den fürchterlichsten Stürmen heimgesucht wird, die an Heftigkeit und häufigem Auftreten ihresgleichen suchen. Und doch gibt es viele Länder, selbst in Europa, die eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren haben und wo die Existenzbedingungen noch härter sind als hier. Wenn auch das Klima naturgemäß ein sehr feuchtes ist, so verdankt anderseits der Archipel den umgebenden Wassern eine sehr geregelte, gleichmäßige Temperatur, die eisigen Winter des nördlichen Rußlands, Schwedens und Norwegens sind ihm unbekannt. Die mittlere Temperatur fällt im Winter nie unter 5 Grad Celsius und steigt im Sommer zur Zeit der größten Hitze nie über 15 Grad.

Trotz der gänzlich fehlenden meteorologischen Beobachtungen genügt der bloße Anblick dieser Inseln, um alle Äußerungen eines übertriebenen Pessimismus zum Schweigen zu bringen.

Die Vegetation erreicht hier eine Üppigkeit, die ihr in der kalten Zone versagt sein würde. Die herrlichsten Weideplätze von ungeheuerer Ausdehnung finden sich hier, die zahllosen Herden Nahrung in Überfluß bieten könnten, und endlose Waldungen, in denen die Buche, die Birke, der Sauerdorn und der Zimtbaum herrlich gedeihen.

Gewiß würden sich auch unsere Gemüsepflanzen und Hülsenfrüchte leicht akklimatisieren; selbst die Getreidearten, der Weizen mitgerechnet, könnten hier ein leichtes Fortkommen finden.

Unbewohnbar ist dieser Landstrich nicht, aber fast unbewohnt. Seine Bevölkerung besteht in einer kleinen Anzahl von Indianern, welche man unter dem Namen »Feuerländer« oder »Yacanas« kennt, wirklichen Wilden, welche auf der allertiefsten Stufe der menschlichen Gesellschaft stehen und in diesen einsamen Ebenen ein elendes Wanderleben führen. –

Lange vor dem Zeitpunkt, mit dem diese Geschichte einsetzt, hatte Chile an der

Magalhães-Straße die Station Punta-Arenas gegründet, dabei wurde vorübergehend seine Aufmerksamkeit auf jene unbekannten Gegenden gelenkt. Aber weiter ging das Interesse nicht und trotz des Aufblühens der neugegründeten Niederlassung wurde kein Versuch gemacht, auf dem Magalhães-Archipel festen Fuß zu fassen.

Welche Kette von Ereignissen hatte wohl den Kaw-djer in diese der Mehrzahl der Menschen unbekannte Region geführt? Auch das war Geheimnis; aber dieses Mysterium war doch vielleicht zu ergründen.

Der stolze Ruf, der von der Höhe der Klippe wie eine Herausforderung des Himmels, ein leidenschaftlicher Dank an die herrliche, freie Natur erklangen war, ließ manches erraten.

»Kein Gott! Kein Gebieter!« So lautet der Wahlspruch der Anarchisten. Die Vermutung mußte naheliegen, daß der

Kaw-djer dieser Verbindung angehörte, die sich aus den heteroklitesten Elementen zusammensetzt, aus einer bunt untereinander gewürfelten Menge von Verbrechern und Dunkelmännern besteht und nur wenige erleuchtete Köpfe zählt. Jene sind neid- und haßerfüllte Egoisten, immer zu Raub und Mord und jeder Gewalttat bereit; diese Idealisten, Dichter, welche von einer neuen Menschheit träumen, die über den Trümmern der bestehenden Ordnung erstehen soll; einer Menschheit, der alle Schlechtigkeit fremd ist und die zum Leben erweckt wird nach Aufheben jener Gesetzesparagraphen, die der Menschengeist erfunden hat, um das Böse in möglichst enge Grenzen zu bannen.

Welcher dieser beiden Klassen gehörte der Kaw-djer an? War er einer jener verbitterten Freiheitsdurstigen, jener Apologeten der schnellen Tat? Vielleicht hatte er für seine Überzeugung Propaganda zu machen gesucht, war aus allen zivilisierten Staaten ausgewiesen worden und mußte froh sein, in diesem versteckten Winkel der

bewohnten Erde ein Unterkommen zu finden!?

Eine derartige Voraussetzung wäre in direktem Widerspruch mit seiner Lebensführung gestanden, die, seitdem er die Inseln bewohnte, nur Züge von Güte und Menschenfreundlichkeit aufzuweisen hatte. Wer so oft und ohne Bedenken sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um einige armselige menschliche Existenzen vom Tode zu erretten, konnte sich unmöglich mit Gedanken der Zerstörung, der Vernichtung getragen haben. Möge er Anarchist sein! Und er war es! Hatte ihn sein Ausruf doch verraten! Aber dann gehörte er der Kategorie der Träumer an und nicht den mit Messern und Bomben hantierenden Mitgliedern.

War dem so, dann mußte sein Exil ein freiwilliges sein, der logische Ausgang eines in seinem Inneren abgespielten Dramas und nicht eine durch einen fremden Willen diktierte Strafe. Durch seine Träume verblendet, waren ihm die ehernen Gesetze,

die im zivilisierten Weltall den Menschen von der Wiege bis zum Grabe wie an einem Zügel führen, unleidlich, unerträglich geworden und es kam ein Augenblick, wo ihm die Luft zum Atmen erstickend dünkte in diesem Urwald von unzähligen Vorschriften, durch welche sich die Staatsbürger um den Preis ihrer Unabhängigkeit einen gewissen Wohlstand und Sicherheit erkaufen. Seine Charakteranlage verbot ihm, seine freiheitlichen Ideen, seinen Widerwillen gegen die bestehenden Einrichtungen auf dem Wege der Gewalt zu verbreiten, somit blieb ihm kein anderer Weg offen, als zu fliehen und auf die Suche nach einem Lande zu gehen, in dem niemand Sklavenketten trug, und so war er schließlich im Magalhães-Archipel gelandet, der einzigen Gegend auf der ganzen Erdoberfläche, wo noch unbeschränkte Freiheit herrschte.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes daselbst, zwei volle Jahre

hindurch, verließ der Kaw-djer niemals die große Insel, wo er sich ausgeschifft hatte.

Das Vertrauen, das er den Eingeborenen einzuflößen wußte, das Ansehen, das er sich bei allen Stämmen erworben hatte, wurde immer größer. Von den anderen Inseln kamen die Canoe- oder Pirogen-Indianer seinen Rat erbitten, welche einer anderen Rasse angehören als die Yacanas, die das Feuerland bewohnen. Diese armen Fischervölker, welche, wie ihre Stammesgenossen, von ihrer Jagdbeute und dem Ertrag des Fischfanges lebten, suchten den »Wohltäter« auf, wenn er sich an der Küste des Beagle-Kanales aufhielt. Niemand ging jemals ohne Rat und Hilfe von ihm. In besonders bösen Zeiträumen, wenn eine verheerende Krankheit ausbrach und unter der Bevölkerung wütete, hatte er dieselbe mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen gesucht, ohne die geringste Rücksicht auf sein gefährdetes Leben zu nehmen. Bald verbreitete sich der Ruf seiner Taten über die ganze Gegend. Er überflog die Magalhães-Straße, man erfuhr,

daß ein Fremder, dem die dankbaren Eingeborenen den Titel eines Kaw-djer gegeben hatten, auf dem Feuerlande lebte und er wurde zu wiederholten Malen aufgefordert, nach Punta-Arenas zu kommen. Stets hatte er nur eine abschlägige Antwort darauf. Keine Macht der Welt hätte ihn zu diesem Besuch bewegen können. Sein Fuß sollte unfreies Land nie mehr berühren.

Am Ende des zweiten Jahres seiner selbstgewählten Verbannung ereignete sich ein Zwischenfall, der nicht ohne Einfluß auf sein späteres Leben bleiben sollte.

Wenn auch der Kaw-djer sich standhaft weigerte, die chilenische Niederlassung auf patagonischem Boden zu betreten, so hinderte dies die Patagonier keineswegs, in das Gebiet des Magalhães-Archipels gewaltsam einzudringen. In wenigen Stunden konnten sie mit ihren Pferden am Südufer der Magalhães-Straße anlangen, von wo aus sie ausgedehnte Streifzüge (man gibt ihnen in Amerika die

Bezeichnung »raids«) von einem Ende der Feuerlandsinsel zum anderen unternahmen, dabei die Eingeborenen angriffen, Lösegeld von ihnen erpreßten und deren Kinder als Sklaven in ihre patagonische Heimat führten.

Zwischen den Patagoniern oder Tehuel-Che-Indianern und den Feuerländern bestehen ziemlich ausgesprochene ethnographische Verschiedenheiten, bezüglich der Rasse und der Sitten; die ersten sind viel mehr zu fürchten als die letzteren. Diese leben hauptsächlich vom Fischfang und vereinigen sich in Familien, während jene vor allem Jäger sind und vielköpfige Stämme unter Anführung von Häuptlingen bilden. Außerdem sind die Feuerländer von kleinerer Gestalt als ihre das Festland bewohnenden Nachbarn. Ihre charakteristischen Kennzeichen sind der große, viereckige Kopf mit stark vorspringenden Backenknochen im Antlitz, dünnbesäten Augenbrauen und niedriger Stirne. Im allgemeinen hält man sie für tiefstehende Geschöpfe, deren Rasse aber

noch lange nicht erlöschen wird, da sie sich einer zahlreichen Nachkommenschaft erfreuen, fast so zahlreich, könnte man sagen, wie die der Hunde, die den Lagerplatz umstreifen.

Die Patagonier machen einen ganz anderen Eindruck; es sind große Leute, kräftig gebaut und gut proportioniert. Sie sind bartlos und lassen ihre langen, schwarzen Haare offen über den Rücken herabwallen; auf der Stirne sind dieselben durch ein Band zusammengehalten. Ihr olivenbraunes Gesicht ist in der Gegend der Kiefer breiter als an den Schläfen, die Augen zeigen den Typus der mongolischen Rasse und beiderseits der breiten Stulpnase blitzen tiefliegende, kleine Augen. Sie sind kühne und unermüdliche Reiter, die auf ihren ausdauernden Tieren die weiten Ebenen durchschweifen; unermeßlich groß ist ihr Jagdgebiet, wo sie das Guanako, Vikuna und den Nandu verfolgen; ihre Pferde finden auf den ausgedehnten Weideflächen Nahrung im Überfluß.

Mehr als einmal schon hatte sie der Kaw-djer auf ihren Plünderungszügen durch das Feuerland begegnet, aber er war nie in nähere Berührung mit den wilden Räubern gekommen, welche Chile und Argentina nicht im Zaume zu halten vermögen.

Es war im November 1872, als der Wandertrieb den Kaw-djer bis an die Westküste Feuerlands geführt hatte, wo er an der Magalhæs-Straße zum ersten Male Gelegenheit hatte, im Interesse der die Useleß-Bai bewohnenden Yacanas mit den Eindringlingen in nähere Berührung zu kommen.

Diese Bucht ist im Norden von Sümpfen begrenzt und bildet einen tiefen Einschnitt in der Westküste Feuerlands, ungefähr gegenüber der Stelle, wo Sarmiento seine Kolonie Port-Famine traurigen Gedenkens errichtet hat.

Ein Trupp Patagonier war an der Südküste der Bai gelandet und hatte einen Lagerplatz der Feuerlands-Insulaner angegriffen, der

ungefähr zwanzig Familien Obdach bot. Die Angreifer waren im Vorteil, denn sie waren den Yacanas an Zahl überlegen, stärker und besser bewaffnet.

Trotzdem versuchten diese, dem Feinde Widerstand zu leisten; ihr Anführer war ein Canoe-Indianer, welcher auf seiner Piroge zum Lager gekommen war.

Dieser Mann war Karroly. Er versah den Dienst eines Lotsen und führte die Küstenfahrzeuge, die sich in den Beagle-Kanal und in die Meeresstraßen der Inselgruppe des Kap Hoorn wagten. Soeben hatte er ein Schiff nach Punta-Arenas gebracht und war bei der Rückfahrt in der Useleß-Bai ans Land gestiegen.

Karroly tat sein Möglichstes, energischen Widerstand zu leisten und die Räuber zurückzuschlagen, aber die Kräfteverteilung war eine zu ungleiche, die Feuerländer in ihrer absoluten Minderheit waren bald überwunden, das Lager wurde erobert, die Zelte niedergeissen, es floß

Blut, und was nicht getötet worden war,
suchte sein Heil in rascher Flucht.

Während des Kampfes war Halg, der
damals neunjährige Sohn Karrolys, in der
Piroge geblieben und wartete auf die
Rückkehr seines Vaters. Plötzlich sah er
zwei beutegierige Patagonier auf sich
zustürzen.

Es wäre dem Knaben ein Leichtes gewesen,
sich mit wenigen Ruderschlägen zu
entfernen und in Sicherheit zu bringen, aber
dieses Vorgehen würde seinem Vater jede
Möglichkeit einer Rettung durch die Flucht
vereitelt haben.

Schon sprang der eine der Räuber in die
Barke und packte das Kind beim Arme, um
es mit sich fortzuschleppen. Gerade im
rechten Augenblick erschien Karroy, der
aus dem unrettbar in den Händen der
Feinde befindlichen Lager entflohen war,
um seinem Sohne Hilfe zu bringen. Ein
Pfeil, von dem zweiten Patagonier

abgeschnellt, schwirrte an seinem Ohr vorbei, ohne ihn zu berühren.

Ehe noch dieser Versuch, diesmal vielleicht mit glücklicherem Erfolge, hätte wiederholt werden können, ertönte der scharfe Knall einer Feuerwaffe. Der Räuber fiel tödlich getroffen zur Erde, während sein Gefährte die Flucht ergriff.

Der Schuß war von einem Manne der weißen Rasse abgegeben worden, den der Zufall auf den Kampfplatz geführt hatte. Es war der Kaw-djer. Es war keine Zeit zu verlieren. Die Piroge wurde eiligst angeholt, der Kaw-djer, Karry und der Knabe sprangen hinein und segelten davon. Als sie ungefähr eine Kabellänge von der Küste entfernt waren, sandten die Tehuel-Che-Indianer dem fliehenden Fahrzeug eine Wolke von Pfeilen nach, deren einer Halg an der Schulter verwundete.

Die Wunde war nicht ungefährlich und der Kaw-djer wollte seine Gefährten nicht verlassen, so lange seine Hilfe nötig und

der Knabe nicht außer Gefahr war. So blieb er denn bei ihnen in der Piroge, die das Feuerland umschiffte, in den Beagle-Kanal einfuhr und schließlich in einer kleinen, wohlgeschützten Bucht der Neuen Insel landete, in deren Nähe Karrolys Felsenhöhle lag. Jetzt war für das Leben des Kindes nichts mehr zu fürchten, die Wunde war in schönster Heilung begriffen und Karroly wußte nicht, wie er seinen überströmenden Dankbarkeitsgefühlen Ausdruck geben sollte. Als die Piroge wohlverankert in der Bucht lag, sprang Karroly ans Land und bat den Kaw-djer, ihm zu folgen.

»Hier ist mein Haus, sagte er, hier lebe ich mit meinem Sohne. Wenn du nur einige Tage rasten willst, bist du mir willkommen und mein Boot wird dich dann wieder an das andere Ufer des Kanales bringen. Willst du aber immer hier bleiben, so sieh mein Haus als das deinige an und ich will dein Diener sein.« –

Von diesem Tage an hatte der Kaw-djer die Neue Insel, Karroly und dessen Kind nicht mehr verlassen. Dank seiner Bemühungen wurde die Behausung des Canoe-Indianers bald wohnlicher, bequemer und Karroly war instand gesetzt, seinen Lotsendiensten unter günstigeren Bedingungen nachzugehen. Die gebrechliche Piroge hatte einer wohlkonstruierten Schaluppe, der Wel-kiej, Platz gemacht; es war dieselbe, in welcher der durch den Jaguar verwundete Indianer transportiert worden war. Man hatte sie nach der Strandung eines norwegischen Schiffes käuflich erworben.

Aber diese neue Existenz hielt den Kaw-djer nicht ab, sein menschenfreundliches Werk fortzuführen. Seine Besuche bei den Familien der Indianer erlitten keine Unterbrechung und er war stets dort zu finden, wo es galt, einen Dienst zu erweisen, Hilfe zu leisten oder Schmerzen zu stillen.

Mehrere Jahre waren auf diese Art verstrichen und man hätte meinen können,

daß der Kaw-djer gewillt war, bis zu seinem Tode das ungebundene Leben in diesem freien Lande weiterzuführen – als ein unvorhergesehenes Ereignis seine Pläne gewaltsam durchkreuzte.

III. Das Ende eines freien Landes

Die Neue Insel bewacht das östliche Ende des Beagle-Kanales. Sie hat ungefähr die Gestalt eines unregelmäßigen Fünfeckes und ist bei vier Kilometer Breitenausdehnung acht Kilometer lang. Bäume gibt es hier im Überfluß, besonders zahlreich vertreten ist die Buche, die Esche, einige Myrtenarten und Zypressen mittlerer Größe. Auf den Prärien gedeihen die Stechpalme, Berberitzen und niedere Farrenkräuter. An besonders geschützten Stellen findet sich auch fruchtbare Erde, anbaufähiger Boden, der sich für Gemüsekulturen eignet. Und wo der Humus in ungenügender Menge vorhanden ist, wie unten am sandigen Strand, hat die Natur selbst einen Teppich von Flechten, Moosen und Bärlapp hingelegt.

Auf dieser Insel, im Schutze eines hohen Felsblockes, mit freiem Ausblick auf das

Meer, hatte der Indianer Karroly seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Er hätte schwerlich eine günstigere Stelle ausfindig machen können. Alle Schiffe, die die Straße Le Maire passiert haben, kommen in nächster Nähe der Insel vorüber. Wenn sie das Kap Hoorn umschiffen, um den Stillen Ozean zu durchqueren, brauchen sie niemand an Bord; werden sie aber durch Handelsinteressen veranlaßt, dem Inneren dieses entlegenen Archipels einen Besuch abzustatten, können sie beim Durchkreuzen der verschiedenen kleinen Meerestrassen ohne die Führung eines Lotsen unmöglich weiterkommen. Aber solche Handelsschiffe verirrten sich verhältnismäßig selten in diese Inselwelt, ihre Zahl wäre ungenügend gewesen, um Karroly und seinem Sohn den Lebensunterhalt zu sichern. So beschäftigte er sich denn mit Jagd und Fischfang und setzte sich auf diese Weise in den Besitz von Tauschobjekten, für die er dann die für seine Existenz notwendigsten Dinge erhielt.

Infolge ihrer beschränkten Ausdehnung hatte die Insel nur eine geringe Anzahl

Guanakos und Vikunas aufzuweisen, deren Felle sehr geschätzt werden; aber in nächster Nähe sind ja andere, bedeutend größere Inseln: Navarin, Hoste, Wollaston, Dawson und vor allem das Feuerland mit ausgedehnten Ebenen und dichten Wäldern, wo diese Wiederkäuer und auch Raubtiere in großer Menge leben.

Lange Zeit hatte Karroly eine natürliche Felsengrotte als Wohnstätte, die übrigens in vieler Hinsicht einer gebrechlichen Hütte vorzuziehen war. Nach dem Erscheinen des Kaw-djer auf der Insel war die Höhle im Granitfelsen verlassen worden und der Indianer hatte ein Haus bezogen. Die Wälder hatten das Bauholz dazu geliefert, von den Felsen der Küste wurden die nötigen Steine gebrochen und die Myriaden kleiner Muscheln, die am Strande vorkommen, mußten zur Kalkbereitung herhalten.

Das Haus bestand aus drei Zimmern: in der Mitte lag der gemeinsame Wohnraum mit einem großen Herd, rechts davon befand

sich ein Zimmer, in dem Karroly und sein Sohn hausten, und in dem links vom Mittelraum gelegenen Gemache wohnte der Kaw-djer; hier lagen, in Wandregalen wohl geordnet, seine Schriften und Bücher, teils medizinische Werke, teils Abhandlungen über Nationalökonomie und Soziologie. Ein Schrank enthielt eine Auswahl von Fläschchen und chirurgischen Instrumenten.

In dieses Haus kam der Kaw-djer mit beiden Gefährten nach seinem Ausflug ins Feuerland zurück, wo sich die Ereignisse abgespielt hatten, die zu Beginn dieser Erzählung erwähnt worden sind.

Zunächst hatten sie aber den Lauf der Welkiej nach der Niederlassung des verwundeten Indianers gerichtet; diese war an der Ostseite des Beagle-Kanales gelegen. Um die am Ufer eines Baches regellos daliegenden Hütten sprangen unzählige Hunde, deren lautes Gebell die Ankunft der Schaluppe verkündete. Auf der nahen Wiese weideten zwei Pferde

schwächlichen Aussehens und aus dem Dache einiger Hütten stiegen dünne Rauchsäulen zum Himmel.

Kaum war die Annäherung der Wel-kiej bekannt geworden, als ungefähr sechzig Männer und Frauen erschienen, welche in großer Hast zum Strand hinabeilten; eine Menge nackter Kinder folgte ihnen.

Als der Kaw-djer ans Land sprang, drängte sich alt und jung an ihn heran; jeder wollte ihm als erster die Hand drücken. Diese freudige Begrüßung seitens der armen Eingeborenen gab Zeugnis von der lebhaften Dankbarkeit, die sie für den Mann empfanden, von welchem sie unzählige Liebesdienste, Rat und Hilfe empfangen hatten. Geduldig hörte er alle an, den Bericht ihrer Erlebnisse, ihre kleinen Leiden und Freuden; Mütter brachten ihm ihre kranken Kinder und geizten nicht mit Beweisen lebhafter Dankbarkeit; seine bloße Gegenwart wirkte Wunder, tröstete, beruhigte und heilte. Endlich konnte er in eine der Hütten eintreten, um gleich darauf,

von zwei Frauen, einer älteren und einer ganz jungen gefolgt, wieder zu erscheinen. Letztere hielt ein Knäblein an der Hand. Es waren die Mutter, das Weib und der Sohn des vom Jaguar angefallenen Indianers, welcher trotz aller Bemühungen des Kaw-djer während der Überfahrt gestorben war.

Der Leichnam wurde am Strand niedergelegt und von den Bewohnern des Lagers umringt; und nun erzählte ihnen der Kaw-djer die näheren Umstände seines Todes; dann ging er wieder unter Segel, nachdem er großmütig der trostlosen Witwe den toten Jaguar geschenkt hatte, dessen Fell für diese armen, enterbten Wesen einen ungeheueren Wert repräsentierte. –

Das Winterhalbjahr hatte begonnen und in dem Hause auf der Neuen Insel nahm das Leben seinen gewöhnlichen Gang. Einige falkländische Küstenfahrer legten an der Insel an, um Tierfelle einzukaufen, ehe die Schneemengen die Schiffahrt in diesen Gewässern unmöglich machten.

Die verlangten Häute wurden günstig verkauft oder gegen Mundvorräte und Munition eingetauscht, denn es galt, sich mit allem Nötigen zu versehen vor Eintritt der rauhen Jahreszeit, die von Juni bis September dauerte.

In der letzten Woche des Monates Mai hatte eines dieser Fahrzeuge die Hilfe Karrolys in Anspruch genommen, und Halg und der Kaw-djer blieben allein auf der Neuen Insel.

Der junge Mann, welcher soeben das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatte, brachte dem Kaw-djer die Liebe eines Sohnes entgegen, während dieser für den Jüngling die zärtlichen Gefühle eines Vaters empfand. Er hatte sich bemüht, auf den Verstand des Knaben einzuwirken, denselben zu wecken, zu beleben, zu erweitern, und es war ihm in der Tat gelungen, aus dem wilden Urmenschen ein neues Wesen zu schaffen, welches ganz verschieden war von seinen übrigen Stammesgenossen, welche so ganz

außerhalb des Bereiches der Zivilisation lagen.

Es ist kaum nötig, zu bemerken, daß der Kaw-djer seinem jungen Schützling Halg jene Vorstellungen einimpfte, die ihm selbst über alles teuer waren: Ideen über Freiheit, Unabhängigkeit. Keinen Herrn, kein höher stehendes Wesen sollten Karroly und sein Sohn in ihm sehen, sondern den Gleichgestellten, den Gefährten. Es gibt keinen Herrn, kann keinen geben für einen Menschen, wenn er dieses Namens würdig sein soll! Man soll nur einen Gebieter anerkennen: sich selbst. Sonst braucht man keinen Herrn, weder im Himmel noch auf Erden!

Der ausgestreute Same fiel auf ein Erdreich, das sich wunderbar zur Aufnahme eignete. Die Feuerländer haben einen angeborenen Freiheitsdrang, einen unstillbaren Trieb nach Ungebundenheit. Für die Freiheit opfern sie alles, um ihretwillen verzichten sie auf die Vorteile, die ein seßhaftes Leben ihnen verschaffen

würde. Man kann ihnen ein sorgenfreies Dasein bieten, sie mit einem gewissen Wohlstand umgeben, für ihr sicheres Auskommen in jeder Weise sorgen – nichts kann sie halten; bei der ersten Gelegenheit entfliehen sie, um ihr gewohntes Abenteurerleben mit seinen Mühen und Entbehrungen wieder aufzunehmen; oft sind sie dem Verhungern nahe, führen ein elendes Dasein, aber – sie leben in Freiheit!

Anfangs Juni setzte der Winter im Magalhães-Archipel in voller Strenge ein; die Kälte erreichte zwar keinen übermäßig hohen Grad, aber eisige Stürme tobten und fürchterliche Unwetter gingen in diesen Breiten nieder, die Neue Insel verschwand fast unter den stetig anwachsenden Schneemassen.

Und so blieb es während der Monate Juni, Juli und August. In der ersten Hälfte des September wurde die Temperatur bedeutend milder und die falkländischen Küstenfahrzeuge zeigten sich wieder in diesen Gewässern. Am 19. September

verließ Karroly an Bord eines amerikanischen Dampfers, der in den Beagle-Kanal eingelaufen war und die Lotsenflagge gehißt hatte, die Neue Insel; seine Abwesenheit war auf acht Tage berechnet; Halg und der Kaw-djer blieben allein zurück. Als die Schaluppe den Indianer heimgebracht hatte, erkundigte sich der Kaw-djer seiner Gewohnheit gemäß nach den Einzelheiten der Reise.

»Es ist nichts Außergewöhnliches vorgefallen, antwortete Karroly; wir hatten ruhiges Meer und günstigen Wind.

- Wo hast du das Schiff verlassen?
- Am Darwin-Sund, an der äußersten Spitze der Stewart-Insel; dort kreuzten wir einen Avisodampfer, der uns entgegenkam.
- Wohin fuhr er?
- Nach dem Feuerland. Auf dem Heimweg sah ich ihn wieder; er hatte in einer Bucht Anker geworfen und schiffte Soldaten aus.

- Soldaten? rief der Kaw-djer im höchsten Erstaunen. Welcher Nation gehören sie an?
- Sie sind aus Chile und Argentina.
- Was machen sie?
 - Nach ihrer Aussage waren sie zum Schutze zweier Kommissäre beordert, welche das Feuerland und die Nachbarinseln durchforschen sollen.
- Woher kommen die Kommissäre?
 - Von Punta-Arenas; der Gouverneur hat ihnen das Avisoschiff zur Verfügung gestellt.«

Der Kaw-djer fragte nicht weiter; er blieb nachdenklich. Was bedeutete die Ankunft der Kommissäre? Was war der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit im Magalhæs-Archipel. Handelte es sich um das oro- oder hydrographische Studium des Landes oder war das Ziel ihrer Tätigkeit die Feststellung

der Küstenlinie, eine genaue Aufnahme der Meeresstraßen im Interesse der Schiffahrt?

Der Kaw-djer war tief in Gedanken versunken. Er konnte sich eines unbestimmten Gefühles der Unruhe nicht erwehren. Vielleicht sollte sich diese Rekognoszierung auf die ganze Inselgruppe erstrecken; möglicherweise würde der Avisodampfer auch in den Gewässern der Neuen Insel Anker werfen!

Was ihn veranlaßte, der Sache eine gewisse Wichtigkeit beizumessen, war der Umstand, daß die Expedition durch die Regierungen von Chile und Argentina ausgesendet worden war. Herrschte denn Eintracht zwischen den beiden Republiken, welche bis zu diesem Tage die drohende Streitfrage nicht beigelegt hatten: welchem Staate diese Länder einer weltentlegenen Region, nach denen beide Verlangen trugen, deren Besitz sie – mit Unrecht – beanspruchten, zufallen sollten.

Während dieser kurzen Fragen und Antworten hatte der Kaw-djer die Höhe des Hügels erreicht, an dessen Fuße das Häuschen erbaut war.

Von hier aus hatte er einen weiten Ausblick auf das Meer, und unwillkürlich schweiften seine Blicke nach Süden, wo die letzten Gipfel des amerikanischen Kontinentes aus dem Wasser ragten und die Inselgruppe des Kap Hoorn bildeten. Soll er dorthin gehen, um ein Stück freies Land zu finden? ... Soll er noch weiter wandern? ... Im Geiste übersetzte er den Polarkreis und verlor sich in den schneeigen Regionen der antarktischen Welt, die, von den Schleiern eines undurchdringlichen Geheimnisses verhüllt, auch dem kühnsten Forscher ein versagendes »Nein« entgegenruft ...

Groß wäre der Schmerz des Kaw-djer gewesen, hätte er geahnt, wie gerechtfertigt seine schlimmsten Befürchtungen waren!

Der »Grazias a Dios«, der Avisodampfer der chilenischen Regierung, führte in der

Tat zwei Kommissäre an Bord: Herrn Idiaste aus Chile und Herrn Herrera als Vertreter der Republik Argentina, deren jeder von seiner Regierung beauftragt worden war, die Teilung des Magalhães-Archipels vorzubereiten, der Zankapfel sollte halbiert werden und jeder Staat wollte sich mit einem Stück des Landes begnügen, dessen ganzen Besitz er angestrebt hatte.

Diese Streitfrage hatte schon seit einer Reihe von Jahren zu endlosen Auseinandersetzungen Anlaß gegeben und es war bis jetzt nicht gelungen, einen beide Teile befriedigenden Ausgleich zu finden. Solch eine gespannte Situation konnte aber bei längerer Dauer leicht zu ernsteren Konflikten führen. Vom kommerziellen Standpunkt sowohl als auch vom politischen war es ein Gebot der Notwendigkeit, die Zwistigkeiten beizulegen, um so mehr, als das alles verschlingende England in bedrohlicher Nähe war. Von den Falklandsinseln aus mochte es nicht allzu schwer sein, die Inseln des Magalhães-Archipels in inniger

Umarmung an sich zu ziehen! Die britischen Küstenfahrer waren gar häufig in diesen Gewässern zu sehen und die englischen Missionäre taten ihr Möglichstes, um bei den Feuerländern immer mehr Macht und Ansehen zu erringen. Es war sehr zu fürchten, daß eines schönen Tages an irgendeinem Punkte der Insel die britische Flagge gehißt wurde und nichts ist schwerer zu Fall zu bringen als das Banner Großbritanniens. Es war höchste Zeit, diesem bedenklichen Zustande ein Ende zu machen!

Nachdem die beiden Herren, Idiaste und Herrera, sich ihres Auftrages entledigt, die Kundschaftsreise beendet hatten, kehrten sie in ihre Heimat zurück; der eine nach Santiago, der andere nach Buenos-Aires. Einen Monat später, am 17. Januar 1881, wurde in der letztgenannten Stadt ein Teilungsvertrag von beiden Republiken unterzeichnet, welcher das bisher ungelöste Problem, das beiderseits so viel Bitterkeit wachgerufen hatte, zu einem befriedigenden Abschluß brachte.

Die Vertragsbedingungen bestimmten, daß Patagonien von der Republik Argentina annektiert werden sollte, mit Ausnahme des Territoriums, das durch den 52. Breitengrad und den 70. Meridian westlich von Greenwich begrenzt ist; dieses wurde Chile zugesprochen. Dafür verzichtete letzteres auf die Staaten-Insel und auf den östlich des 68. Längengrades gelegenen Teil des Feuerlandes. Alle anderen Inseln gehörten ausnahmslos zu Chile.

Dieser Ausgleich, der die Rechte der beiden Staaten feststellte, hatte den Magalhães-Archipel seiner Unabhängigkeit beraubt. Welche Gefühle werden das stolze Herz des Kaw-djer bewegen, wenn sein Fuß nicht mehr auf freier Erde wandern kann, sondern chilenischen Boden betreten muß?

Am 25. Februar gelangte der Vertrag zur Kenntnis auf der Neuen Insel; Karroly hatte die Botschaft mitgebracht, als er von einer Lotsenfahrt zurückkam.

Der Kaw-djer konnte eine Bewegung der Entrüstung nicht zurückhalten; er sprach kein Wort, aber in seinen Augen flammte es zornig auf und grimmiger Haß war in dem Blicke zu lesen, den er nach Norden richtete, während seine geballte Faust sich drohend erhob.

Unfähig, den inneren Aufruhr zu dämpfen und seiner Bewegung Herr zu werden, schritt er unruhig auf und ab; dabei war ihm, als entschwände der Boden unter seinen Tritten, als böte er ihm nicht mehr die frühere feste Stütze.

Endlich war es ihm gelungen, den Sturm der Leidenschaften zu beherrschen, der in seinem Inneren tobte; seine eben noch ingrimmig verzerrten Züge glätteten sich und nahmen den ihnen gewöhnlichen Ausdruck gleichgültiger Kälte an. Er trat auf Karroly zu und fragte in ruhigem Tone:

»Ist die Nachricht sicher wahr?

– Ja, antwortete der Indianer. Ich habe sie in Punta-Arenas vernommen. Zwei Flaggen sollen am Eingange der Meerenge vor dem Feuerland gehißt sein; die argentinische am Kap Espiritu Santo und die Flagge von Chile am Kap Orange.

– Und alle Inseln südlich vom Beagle-Kanal, erkundigte sich der Kaw-djer, gehören jetzt zu Chile?

– Alle.

– Auch die Neue Insel!

– Ja.

– Es mußte wohl so kommen,« sagte der Kaw-djer leise und seine Stimme zitterte unter der heftigen inneren Erregung. Dann eilte er dem Hause zu und schloß sich in sein Gemach ein.

Wer war eigentlich dieser Mann? Welche zwingenden Gründe mochten ihn veranlaßt haben, den einen oder anderen Kontinent zu

verlassen und sich in der Einsamkeit des Magalhães-Archipels lebendig zu begraben? Warum verachtete er die gesamte Menschheit und warum widmete er seine ganze Lebenskraft diesen Feuerländern, verschwendete er an die wenigen Stämme armer Eingeborner die reichen Schätze seines aufopferungsfähigen Herzens?

Der erste dunkle Punkt wird durch das Abwickeln jener Ereignisse erhellt werden, die den Inhalt dieser Erzählung bilden sollen. Die anderen Fragen finden ihre Erklärung, wenn man das Vorleben des Kaw-djer betrachtet.

Er war ein Mann von tiefem Wissen und hatte sich mit gleichem Ernste und gleicher Gründlichkeit sowohl auf sozialpolitische als auch naturwissenschaftliche Studien geworfen; er war ein Mann der Tat, voll Kraft und Ausdauer; aber – wie viele andere Gelehrte – verfiel er in den doppelten großen Fehler: Grundsätze für unfehlbar zu halten und als unumstößlich sicher aufzustellen, die schließlich nur ein

Anrecht auf die Bezeichnung »Hypothese« hatten, und diese Grundsätze in die Tat umwandeln, rücksichtslos durchführen zu wollen bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit. Die Namen einiger dieser berühmten, gefürchteten Reformatoren sind ja in aller Gedächtnis!

Der Sozialismus, dessen Bestreben kein geringeres Ziel ins Auge faßt als eine gründliche Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft, der bestehenden Zustände, ist keine Erfindung der allerneuesten Zeit. Nach einer bedeutenden Anzahl im Dunkel der Vergangenheit verschwindender Namen tauchen Saint-Simon, Fourrier, Proudhon und andere als Vorläufer des Kollektivismus auf. Andere, einer neuen Epoche angehörende Ideologen wie Lassalle und Karl Marx, haben die alten Ideen wieder aufgegriffen, sie mehr oder weniger abgeändert und schärfer begrenzt; als Basis aber und Ausgangspunkte aller Operationen wurde eine Reihe hohltönender Schlagwörter aufgestellt, wie: Sozialisation aller Erzeugnisse,

Abschaffung des Kapitals, Vernichtung der Konkurrenz, Substitution des persönlichen zugunsten des gemeinsamen Besitzes.

Keiner von ihnen rechnet aber mit den Notwendigkeiten und Zufälligkeiten des Lebens. Ihre Lehre verlangt gebieterisch die augenblickliche und durchgreifende Ausführung. Sie fordern allgemeine Besitzentäußerung und universellen Kommunismus.

Möge man diese Anschauung loben oder tadeln, eines muß man anerkennen: sie ist kühn! Aber in noch höherem Grade verdient diese Bezeichnung – die Theorie der Anarchisten.

Diese verwerfen vor allem die tyrannischen Bestimmungen, Statuten, die die Verwaltung und Leitung eines kollektivistischen Gesellschaftslebens als Gebot der Notwendigkeit vorschreiben muß; sie sanktionieren nur den absoluten, ungeschmälerten, unantastbaren Individualismus. Ihr Streben ist auf die

Abschaffung jeder Autorität, die Zerstörung aller gesellschaftlichen Bande gerichtet.

Dieser letzterwähnten Menschenklasse gehörte der Kaw-djer an. Seine wilde, ungezügelte und unversöhnliche Seele war unfähig, sich einem anderen Willen zu beugen, die Fesseln des Gehorsams zu tragen und bäumte sich gegen den Zwang der Gesetze auf, dieser Vorschriften, durch welche man die gegenseitigen Beziehungen der Menschen zu regeln und zu sichern versucht und die ja unleugbar mancherlei Unvollkommenheiten aufzuweisen haben. Der Kaw-djer war zwar niemals in den Scharen derjenigen anzutreffen gewesen, die in rücksichtsloser Heftigkeit ihre Überzeugung propagieren wollten; weder in Frankreich noch in Deutschland, England oder den Vereinigten Staaten war er Landes verwiesen worden; aber die angebliche Zivilisation dieser Länder hatte ihn mit tiefem Abscheu erfüllt und nur der eine Wunsch fand in seiner Seele Raum: um jeden Preis die Last einer jeden Autorität von sich abzuschütteln; und nun machte er

sich auf die Suche nach einem Fleckchen Erde, wo es dem Menschen noch vergönnt war, in vollkommener Unabhängigkeit zu leben.

Er glaubte den gesuchten Ort inmitten dieses entlegenen Archipels gefunden zu haben, an der Grenze der bewohnten Welt. Das erträumte Glück schrankenloser Freiheit, er hoffte es an der äußersten Spitze Südamerikas, im Magalhães-Archipel, zu finden!

Aber durch den zwischen Chile und der Republik Argentina unterzeichneten Vertrag verlor auch diese Region die Unabhängigkeit, deren sie sich bis jetzt erfreut hatte: alles Territorium, das südlich des Beagle-Kanales lag, sollte den Statuten des Vertrages zufolge die chilenische Herrschaft anerkennen; kein Ort des Archipels konnte sich der Autorität des Gouverneurs, welcher in Punta-Arenas seine Residenz aufgeschlagen hatte, entziehen, auch nicht die Neue Insel, auf

der der Kaw-djer nach langem Umherirren
ein stilles Asyl gefunden hatte.

Es war wohl ein harter Schlag für ihn: so weit war er geflohen, nach so vielen Mühen und Anstrengungen hatte er sich ein Heim erkämpft, mit einer mehr als einfachen Lebensführung zufriedengegeben – und nun dieses Resultat!

Der Kaw-djer brauchte lange Zeit, um sein inneres Gleichgewicht wieder zu erlangen; die Wirkung der letzten Ereignisse auf ihn war mit dem Blitzstrahl zu vergleichen, der den in voller Kraft dastehenden Baum ins innerste Mark trifft und bis in die zartesten Wurzelfasern hinein erbeben macht. Seine Gedanken suchten die Zukunft, eine Zukunft, die ihm für seine Ruhe und Sicherheit nicht Gewähr leisten konnte. Beamte würden in der Gegend erscheinen und ihn auszuforschen suchen. Man wußte bereits, daß er diese Insel zu seinem Aufenthaltsorte erwählt hatte; es war ihm auch nicht unbekannt, daß zu öfteren Malen schon seine Gegenwart – die eines Fremden

– auf dem Magalhães-Archipel, seine Beziehungen zu den Eingeborenen, das Ansehen, in dem er bei den Wilden stand, der Regierung zu ernsten Besorgnissen Grund gegeben hatte. Der Gouverneur von Chile hatte versucht, ihn zum Sprechen zu bewegen, seine Herkunft, seinen Namen, seine Absichten in Erfahrung zu bringen ... Nun würde das alte Spiel wieder anheben; man würde seinem Leben, seinen Gewohnheiten nachgehen, ihn vielleicht zwingen, das Inkognito zu lüften, an dem er unter allen Umständen festhalten wollte. –

Einige Tage waren verflossen. Der Kaw-djer hatte kein Wort mehr fallen lassen über den Wechsel der Verhältnisse, die der Teilungsvertrag mit sich gebracht hatte, aber er war finster in sich gekehrt und verschlossener als früher. Was grübelte er? Dachte er daran, die Neue Insel auf immer zu verlassen, sich von seinem treuen Indianer, dem Knaben, für den er eine so innige Zuneigung empfand, zu trennen?

Wohin sollte er denn gehen? Wo war jener Winkel der Erde, wo er seine Unabhängigkeit wiederfand, ohne die er nicht leben zu können glaubte? Wenn er auch bis zu den allerletzten Felsblöcken des Archipels zurückwich, auf das Inselchen, welches das Kap Hoorn bildete, würde er sich dadurch der Autorität Chiles entziehen können?

Der Monat März war inzwischen herangekommen. Die schöne Jahreszeit dauerte noch einen Monat; gewöhnlich wurde sie vom Kaw-djer dazu benutzt, allen Lagerplätzen der Feuerländer einen Besuch abzustatten, denn im Winter waren Reisen zu Wasser ein Ding der Unmöglichkeit. Diesmal aber traf er keinerlei Vorbereitungen, die Schaluppe instandzusetzen. Die Wel-kiej blieb ganz abgetakelt ruhig in ihrem geschützten Hafenplatz liegen. Am Nachmittag des 7. März sagte der Kaw-djer plötzlich zu Karroy:

»Halte für die ersten Morgenstunden die Schaluppe segelbereit!

– Soll es für eine mehrtägige Reise sein?

– Ja.«

Hatte sich der Kaw-djer dennoch zu seiner gewöhnlichen Rundfahrt zu den Stämmen der Feuerländer entschlossen? Wollte er doch wieder dieses halb chilenisch, halb argentinisch gewordene Feuerland betreten?

...

»Soll uns Halg begleiten? fragte Karroly.

– Ja.

– Und der Hund?

– Zol soll auch mitkommen!«

Beim Morgengrauen war die Wel-kiej reisefertig. Es herrschte Ostwind. Eine heftige Brandung peitschte die Klippen am Fuße des Hügels und das offene Meer im Norden warf hohe Wellen.

Wäre es die Absicht des Kaw-djer gewesen, seinen Kurs auf das Feuerland zu richten, dann hätte die Schaluppe eine sehr böse Fahrt gehabt, denn die Heftigkeit der Brise wuchs mit dem höheren Sonnenstand. Aber nein!

Nachdem die Neue Insel umschifft war, befahl der Kaw-djer, auf Navarin zuzusteuern, deren Doppelgipfel sich in verschwommenen Umrissen aus den westlichen Morgennebeln erhoben. Es ist dies eine der mittelgroßen Inseln des Magalhães-Archipels, an deren Südspitze die Wel-kiej bei Sonnenuntergang haltmachte, um in einer geschützten kleinen Bucht mit steil abfallenden Ufern die Nacht zu verbringen.

Am nächsten Morgen durchschnitt das Boot die Bucht in schiefer Richtung und suchte sich am Abend einen sicheren Ankerplatz nahe der Insel Wollaston.

Das Wetter verschlechterte sich, der Wind blies immer kräftiger und sprang nach

Nordost um, dichte Wolken häuften sich am Horizont: der Ausbruch des Ungewitters konnte nicht mehr ferne sein. Die Befehle des Kaw-djer lauteten auf Beibehaltung der Südrichtung. Nun galt es, mit Umsicht jene Wasserstraßen zu wählen, wo das Meer weniger aufgeregt tobte. Dies tat Karroly, indem er beim Verlassen der Insel Wollaston deren Ostseite entlang fuhr und dann in den Kanal einbog, der die Inseln Hermite und Herschel trennt.

Welchem Ziele steuerte der Kaw-djer zu?
Wenn er den letzten Ausläufer des Festlandes, das Kap Hoorn, erreicht und vor sich den unendlichen Ozean haben wird – was wird er dann tun? ...

Am 15. März, nachmittags, erreichte die Schaluppe glücklich die äußerste Spitze dieser Inselwelt, nachdem sie harte und gefährliche Kämpfe mit dem empörten Elemente tapfer ausgehalten hatte. Der Kaw-djer sprang sogleich ans Land. Ohne von seinen Absichten eine Silbe verlauten zu lassen, schickte er den Hund zurück, der

ihm gefolgt war, ließ Karroly und Halg am Ufer und richtete seine Schritte nach dem Kap.

Die Insel Hoorn ist nichts anderes als eine chaotische Anhäufung riesiger Felsblöcke, an deren Fuß mächtige, durch die Meeresströmung angeschwemmte Hölzer und gigantische Algen sich häufen.

Auf der einen Seite tost die Brandung und die spitz vorspringenden Klippen nehmen sich wie schwarze Punkte in der schneeeigen Weiße der schäumenden Wasser aus.

Der Aufstieg zur Spitze des nicht allzu hohen Vorgebirges ist von der Nordseite aus nicht sehr anstrengend; dort findet man sanft verlaufende Abhänge, auf denen sogar streckenweise anbaufähiges Erdreich anzutreffen ist.

Der Kaw-djer stieg langsam aufwärts. Zu welchem Zweck? Was konnte er, auf dem höchsten Punkt angelangt, zu erblicken

hoffen, außer der in die Unendlichkeit sich
dehnenden Fläche des ewigen Weltmeeres?

Der Orkan hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Je höher der Kaw-djer stieg, desto schwerer wurde ihm das Ankämpfen gegen das wütende Toben der entfesselten Luftströmungen. Oft mußte er sich an die Felsen anklammern, um nicht fortgerissen zu werden und der mit Heftigkeit emporgeschleuderte Wellenstaub peitschte sein Gesicht. Karroly und Halg verfolgten von unten seine immer kleiner werdende Gestalt, sahen, wie er gegen Sturm und Wasser ankämpfen mußte.

Fast eine Stunde hatte er zu diesem beschwerlichen und gefährlichen Aufstieg gebraucht; nun war der Kulminationspunkt erreicht; am äußersten Rand des Felsens blieb der Kaw-djer stehen, furchtlos, regungslos, den Blick nach Süden gerichtet.

Schon bedeckte die aufsteigende Nacht den östlichen Himmel mit ihren Schatten, aber der westliche Horizont war noch hell,

durchleuchtet von den letzten Strahlen des Tagesgestirnes. Mächtige, vom Orkan zerrissene Wolkenmassen und über den hochgehenden Wogen schwebende Nebelschwaden rasten, vom Sturme gejagt, über den Abendhimmel dahin, und nichts war zu sehen, wohin das Auge reichte, als das Meer.

Was wollte der Mann, dessen Seele von so schmerzlichen Empfindungen zerwühlt war? Leitete ihn ein Ziel, eine Hoffnung? ... Oder hatte ihn – nach dem Scheitern seiner Pläne, nachdem er die Unmöglichkeit einer Erfüllung seiner Bestrebungen eingesehen – das Sehnen nach der ewigen, ungestörten Ruhe des Todes hierher an das Ende der Welt geführt? ...

Die Zeit verstrich, Minute um Minute verrann; eine bleierne Dunkelheit senkte sich immer tiefer herab. Der Blick konnte nichts mehr unterscheiden, denn die undurchdringliche Finsternis verschlang alles ...

Und es war Nacht ...

Plötzlich erhellte ein schwacher Blitz die schwarzen Himmelswände und ein im Sausen des Orkans ersterbender Donner verkündete, daß ein Kanonenschuß abgefeuert worden war.

Es war der Hilferuf eines Schiffes in höchster Not.

IV. An der Küste

Es war acht Uhr abends. Der Sturm blies jetzt aus Südwesten und schleuderte die Wogen mit solch unwiderstehlicher Gewalt an die Küste, daß sich kein Schiff dem äußersten Vorgebirge Amerikas nähern konnte, ohne dem gewissen Tode entgegenzueilen.

Diese Gefahr erkannte und fürchtete das Fahrzeug, das durch die Lösung eines Notschusses seine Gegenwart verraten hatte. Inmitten der furchtbaren Windstöße war es in der Unmöglichkeit, genug Segel zu setzen, um das Kap zu passieren und wurde langsam und stetig dem sicheren Verderben, den drohenden Klippen nähergetrieben, ein hilfloser Spielball unwiderstehlicher Naturgewalten.

Eine halbe Stunde später stand der Kaw-djer nicht mehr allein auf der Höhe des Felsens. Kaum war der Hall der Detonation

verklungen, als Karroly und sein Sohn auf steilen Abkürzungswegen den Gipfel erklimmen, indem sie sich an dem zackigen Gestein anklammerten und die aus den Spalten wuchernden Grasbüschel als Anhaltspunkte benützten.

Und ein zweiter Kanonenschuß machte die Luft erzittern. Welchen Beistand erhoffte das unglückliche, dem Untergang geweihte Schiff in diesen verlassenen Breiten, bei dem Wüten der entfesselten Elemente?

»Es kommt aus Westen, sagte Karroly, dessen scharfes Ohr die Richtung, aus der der Notschuß abgegeben worden war, erkannt hatte.

– Und es nähert sich mit beängstigender Schnelligkeit, stimmte ihm der Kaw-djer bei; der zweite Schuß kommt aus bedeutend geringerer Entfernung!

– Es kann nicht am Kap vorüber, erklärte Karroly mit Bestimmtheit.

- Nein, bestätigte Kaw-djer; die Wellen gehen zu hoch ... Aber warum trachtet es nicht das offene Meer zu gewinnen?
- Es wird nicht können!
- Möglich! Aber es wäre auch möglich, daß es die Nähe des Landes nicht ahnt ... Wir müssen ihm ein Zeichen geben! ... Ein Feuersignal! Zünden wir rasch ein Feuer an«, rief der Kaw-djer.

In fieberhafter Eile rissen sie einige Armvoll trockener Äste von dem spärlichen Gestrüpp, das am Abhang des Vorgebirges ein kümmерliches Dasein fristete, sammeltendürres Gras und Seetang, der sich in Unebenheiten des Felsens angehäuft hatte und errichteten mit diesen mühsam erworbenen Brennmaterialien einen hohen Scheiterhaufen auf dem höchsten Punkte des Kaps.

Der Kaw-djer schlug Feuer, der Funke sprang auf den Zunder über, entflamme zunächst die dünnsten Reiser, die unter

Mitwirkung des Windes bald den ganzen Holzhaufen in einen weithin sichtbaren Feuerherd verwandelten. In wenigen Sekunden schoß eine Flammensäule von der Anhöhe zum Himmel empor, drehte und wand sich, vom Winde gepeitscht, hin und her und verbreitete Tageshelle, während der Rauch in dicken, schwarzen Flocken nach Norden abzog. In das Heulen des Orkans mischte sich das Prasseln des Holzes, dessen knotige Stücke mit bombenähnlichem Knall zerbarsten.

Das Kap Hoorn hat schon von Natur aus die Bestimmung bekommen, einen Leuchtturm zu tragen, der als Wahrzeichen die Grenze zweier Ozeane zu bewachen hat. Die Sicherheit der Navigation erforderte es und gewiß würde die Zahl der in diesen Breiten so häufigen Schiffskatastrophen dadurch um ein Bedeutendes verringert werden.

Ohne Zweifel vertrat das von der Hand des Kaw-djer entzündete Feuer im Notfalle den fehlenden Leuchtturm. Der Kapitän des Schiffes mußte wissen, daß er sich in

nächster Nähe des Kaps befand. Das Feuerzeichen zeigte ihm dessen genaue Lage an, jetzt war es ihm möglich, sich zu orientieren, und vielleicht gelang es ihm, den durch die Insel Hoorn vom Sturm etwas geschützten Meeresteil zu erreichen.

Aber Welch unberechenbaren Gefahren setzte man sich durch ein derartiges Manöver in dieser undurchdringlichen Finsternis aus! Die Möglichkeit einer Rettung zwischen den Klippen war sehr klein!

Das Feuer brannte weiter und warf seinen hellen Schein in die dunkle Nacht hinaus. Halg und Karroly brachten ihm immer neue Nahrung; an Brennstoff war kein Mangel, die Flamme konnte, wenn nötig, bis zum Morgen lebenskräftig erhalten werden.

Der Kaw-djer stand vor dem glühenden Scheiterhaufen und wollte versuchen, die Stellung des Schiffes zu bestimmen. Während des Bruchteiles einer Sekunde war der Mond aus den Wolkenschatten

getreten und erhellt die dunkle Wasserfläche. Ein großer Viermaster wurde sichtbar, dessen schwarzer Körper sich scharf aus dem weißen Wellenschaum abhob. Das Schiff steuerte nach Osten und kämpfte schwer gegen Wind und Wogen an.

Da wurde inmitten jener kurzen Ruhepausen, die zwischen dem jedesmaligen Losbrechen des Sturmes liegen, ein unheilverkündendes Krachen hörbar: die beiden Hintermasten waren niedergebrochen.

»Jetzt ist es verloren! schrie Karroly.

– An Bord«, lautete das ruhige Kommando des Kaw-djer.

In wenigen Minuten hatten die drei den halsbrecherischen Weg von der Höhe zum Ufer hinab zurückgelegt; der Hund folgte ihnen auf dem Fuße. In der Bucht angelangt, sprangen sie in die Schaluppe, die Taue wurden gelöst, Halg besorgte das Steuer und der Kaw-djer und Karroly

griffen zu den Rudern, denn es war unmöglich, ein Segel zu hissen.

Obwohl die Ruder von kräftigen Armen geführt wurden, lief die Wel-kiej große Gefahr, gegen die Klippen geschleudert zu werden, an denen sich die Wogen unter Donnergetöse brachen.

Das Meer war in seinen tiefsten Tiefen erschüttert und aufgewühlt. Die Schaluppe wurde wie eine Nußschale hin- und hergeworfen; bald tanzte sie auf der Höhe des Wellenkammes, bald wurde sie von einer Seite auf die andere geworfen, bald bäumte sie sich auf, daß ihr Vorderteil hoch aus dem Wasser ragte, um dann schwerfällig, mit dumpfem Aufklatschen, niederzufallen. Unzählige Sturzwellen ergossen sich über ihr Deck, so daß sie, über ihre Tragfähigkeit hinaus beschwert, dem Sinken nahe war und Halg das Steuer verlassen mußte, um das Wasser auszuschöpfen.

Trotzdem kam die Wel-kiej dem gefährdeten Schiffe, dessen Umrisse jetzt deutlich zu erkennen waren, immer näher. Als riesenhafte, formlose Masse erschien es, finsterer als die dunklen Wasser, der pechs Schwarze Himmel. Die zwei über Bord gegangenen Masten schlepppte es an den Tauen hinter sich her und der Haupt- wie der Fockmast schwankte in Halbkreisen auf und nieder und zerteilte dabei die dem Meere entsteigenden Nebelschwaden.

»Was treibt denn der Kapitän? schrie der Kaw-djer, warum lässt er die Taue nicht kappen? Mit den nachschleppenden Masten kann er unmöglich die schmalen Wasserstraßen passieren!«

In der Tat wäre es höchst notwendig gewesen, das Tauwerk zu kappen und samt den Masten preiszugeben; aber wahrscheinlich hatte man auf dem Schiffe alle Besinnung verloren: vielleicht war es ohne Kommandanten; man konnte leicht versucht sein, das letztere anzunehmen, denn trotz der höchst kritischen Lage des

Fahrzeuges hörte man weder Befehle noch sah man irgendein Manöver, das von ruhiger Überlegung, Kenntnis der Sachlage und tatkräftigem Eingreifen Zeugnis abgelegt hätte. –

Aber die Mannschaft mußte sich doch klar darüber sein, daß das Schiff stetig dem Lande zutrieb und jeden Augenblick an den Klippen scheitern konnte. Der am Kap Hoorn entzündete Scheiterhaufen warf noch immer hohe Flammengarben in die Lüfte, wenn ein neuer Windstoß die Glut anfachte.

»Wahrscheinlich ist niemand mehr an Bord,« antwortete Karroly auf die Bemerkung des Kaw-djer.

Es war nicht unmöglich, daß das Schiff von Passagieren und Mannschaft verlassen worden war und daß diese in Booten das Land zu erreichen hofften; oder es war ein riesiger Sarg, der Sterbende und Tote umschloß, deren Körper bald an den Felsen zerschellen würden, denn kein Laut, kein

Schrei, kein Hilferuf wurde während der kurzen Intervalle der Ruhe hörbar.

Endlich war die Wel-kiej an der Seite des Schiffes angelangt; in demselben Augenblicke hob es sich backbord hoch aus den Wellen und machte das kleine Fahrzeug fast kentern. Eine glückliche Drehung des Steuerruders rettete es und nun schoß es längs des Schiffskörpers hin, an dem das Takelwerk herabhing. Rasch faßte der Indianer ein Tau und befestigte es mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit am Vorderteil der Schaluppe; dann kletterte er mit seinem Sohne die Schiffswand hinan, der Kaw-djer, welcher den Hund im Arme trug, folgte und nun standen sie am Deck des Unglücksschiffes.

Nein, das Schiff war nicht verlassen worden! Ganz im Gegenteil war es von vielen Hunderten von Männern, Frauen und Kindern belebt, einer durch die Schrecknisse der Nacht ganz stumpfsinnig gewordenen Menschenmenge. Fast alle befanden sich im höchsten Paroxismus der

Todesangst und lagen steif und halb besinnungslos am Boden, unfähig, das Rollen und Stampfen des Schiffes stehend auszuhalten.

In der herrschenden Finsternis hatte niemand das Erscheinen der beiden Männer und des Knaben bemerkt.

Der Kaw-djer stürzte dem Achterdeck zu, wo er den Steuermann an seinem Platz zu finden hoffte ... Niemand! Das Steuer war verlassen! – Das Schiff war der Spielball von Wellen und Wind. Wo war der Kapitän? Die Offiziere? Waren sie von dem ihnen anvertrauten Fahrzeug feige und pflichtvergessen geflohen?

Der Kaw-djer rüttelte einen der Matrosen am Arme.

»Der Kapitän?« fragte er in englischer Sprache.

Der Mann schien gar nicht zu merken, daß er von einem ihm Unbekannten

angesprochen wurde und zuckte schweigend die Achseln.

»Wo ist der Kapitän? wiederholte der Kaw-djer seine Frage.

– Über Bord gegangen und viele andere mit ihm,« gab endlich der Matrose mit müder, merkwürdig gleichgültiger Stimme Bescheid.

Das Schiff war demnach ohne Führer und eines Teiles seiner Mannschaft beraubt.

»Wo ist der zweite Offizier?« fragte der Kaw-djer weiter.

Ein erneutes Achselzucken des augenscheinlich mit Stumpfsinn geschlagenen Matrosen war die ganze Antwort.

»Der zweite? kam endlich mühsam von seinen Lippen, der liegt mit gebrochenen Beinen und zu Brei zermalmtem Kopfe im Zwischendeck.

– Und der Leutnant? Der Steuermann?«

Durch eine Handbewegung gab der Matrose zu verstehen, daß er nichts über ihren Verbleib anzugeben wisse.

»Ja, wer soll denn das Kommando übernehmen? rief der Kaw-djer aus.

– Du! – Karroly hatte es gerufen.

– Dann fort ans Steuer, befahl der Kaw-djer, und Richtung aufs Land!«

Er eilte mit Karroly auf das Hinterdeck und drehte das Rad, um das Schiff Kurs wechseln zu lassen. Schwerfällig gehorchte dieses schließlich dem Steuer und fiel nach Backbord ab. Jetzt schoß es in der Richtung des Sturmes pfeilschnell dahin. Vielleicht war es doch möglich, es an der Insel Hoorn vorbei nach Westen zu bringen.

Welches Ziel hatte das Schiff? Sein Name und gewöhnlicher Ankerplatz war bei der schwankenden Beleuchtung einer Laterne

auf dem Steuerrade zu lesen: »Jonathan«,
San Francisco.

Der heftige Wogenprall arbeitete der Kraft des Steuers entgegen, so daß dieses sich kaum Geltung verschaffen konnte.

Trotzdem trachtete der Kaw-djer und Karroly, es in der Richtung des Einganges der schmalen Meerestraße zu erhalten; das letzte Aufflackern des am Gipfel des Kap Hoorn entzündeten Feuers ermöglichte ihnen noch die Orientierung für wenige Minuten.

Und nur weniger Minuten hätte es bedurft, um die Einfahrt des Kanales zu erreichen, welche die beiden Inseln Hermite und Hoorn trennt. Wenn es dem Schiffe gelang, die in seinem mittleren Teile über die Oberfläche hervorragenden Klippen zu vermeiden, konnte es möglicherweise einen vor Wind und Wogen geschützten Ankerplatz finden. Dort konnte man dann in aller Ruhe den Tagesanbruch erwarten.

Vor allen Dingen kappte Karroly mit Hilfe einiger Matrosen jene Taue, welche die beiden gestürzten Maste am Schiffe festhielten; der stete heftige Anprall an den Schiffskörper hätte denselben schließlich arg beschädigt. Einige wohlgezielte Schläge mit den Beilen und die Maste gingen ihren eigenen Weg; – von ihnen war nichts mehr zu befürchten. Die Matrosen in ihrer Verwirrung hatten gar nicht gemerkt, daß sie den Kommandoworten eines Indianers gehorcht hatten.

Aber die Wut des Sturmes nahm zu. Haushohe Wellen stürzten über die Schiffsverkleidung und erhöhten die Todesangst der Reisenden. Es wäre viel besser gewesen, sie hätten sich in die Deckhütte oder ins Zwischendeck geflüchtet, aber durch welches Mittel hätte man diese Hunderte vor Schrecken sinnloser Menschen zu Vernunft und Gehorsam gebracht? Daran war nicht zu denken!

Endlich passierte das Fahrzeug unter furchtbaren Wogenstößen das Kap und schoß in erschreckender Nähe an den Riffen vorüber, mit denen sein westliches Ufer besäet ist; unter leichtem Segeldruck – man hatte vorn am Schiffe an Stelle des Focksegels ein Stück Leinwand gehißt – begab es sich in den Schutz der Insel Hoorn, deren hohe Felsen ihm einen nicht zu verachtenden Wall gegen die heftigen Stöße des Orkans boten.

Während des momentanen Stillstandes im Kampfe der Naturgewalten stieg ein Mann mühsam das Achterdeck hinan und näherte sich dem Kaw-djer und Karroly, deren kräftige Fäuste das Steuer regierten.

»Wer sind Sie? fragte er.

- Lotsen, antwortete der Kaw-djer; und Sie?
- Der Hochbootsmann.
- Die Offiziere?

- Tot.
- Alle?
- Alle.
- Warum waren Sie nicht an Ihrem Posten?
- Ich wurde von den stürzenden Masten fast erschlagen und habe erst jetzt das Bewußtsein wieder erlangt.
- Es ist gut. Ruhen Sie noch ein wenig! Mein Gefährte und ich, wir genügen hier für den Augenblick. Bis Sie wieder können, versammeln Sie Ihre Leute; es muß hier Ordnung geschaffen werden!«

Alle Gefahr war noch nicht beseitigt; weit davon! Wenn das Schiff die nördlichste Spitze der Insel erreicht haben wird, wird der Gegenstrom es erfassen und aufs neue der Wut des Sturmes und der Wellen preisgeben, die in dem Meeresarm zwischen den Inseln Hoorn und Herschel ihr erbarmungsloses Spiel treiben. Und es

gab kein Mittel, diese neue Gefahr zu vermeiden. Abgesehen davon, daß die Küste der Insel Hoorn auch nicht einen geschützten Platz aufzuweisen hat, wo der »Jonathan« hätte Anker werfen können, hatte sich der Wind mehr nach Nord gedreht und mußte binnen kurzem das Verweilen an dieser Stelle des Archipels unhaltbar machen.

Den Kaw-djer hielt nur *eine* Hoffnung, *ein* Ziel: die Südküste der Insel Hermite wollte er erreichen. Diese zwölf Meilen lange, ziemlich gefahrlose Küste bietet einige Zufluchtsorte. Wenn sich dann das Meer beruhigt haben würde, sollte Karroly bei günstigem Winde versuchen, das Fahrzeug erst in den Beagle-Kanal zu führen und von hier aus, obwohl es ein halbes Wrack war, durch die Magalhães-Straße nach Punta-Arenas bringen.

Aber – wie reich an Gefahren war die Schifffahrt nicht bis zur Insel Hermite! Wie war es bei der nun herrschenden vollständigen Finsternis mit der alleinigen

Unterstützung eines armseligen Notsegels möglich, die Richtung beizubehalten, die vielen Klippen zu vermeiden, mit denen diese Meeresteile dicht besäet sind? ...

Nach einer fürchterlichen Stunde verschwanden die letzten Felsen der Insel Hoorn und der »Jonathan« wurde wieder der Spielball der wilden See, die gierig ihre Fänge um seinen krachenden Bug schlug.

Der Hochbootsmann und ein Dutzend handfester Matrosen zogen ein zweites Segel auf – sie brauchten dazu eine halbe Stunde mühevollster Arbeit. Endlich war es gelungen! Nach unendlicher nutzloser Kraftverschwendung, nach ungezählten vergeblichen Versuchen war das Segel gehißt; aber die Männer hatten unter Aufbieten all ihrer Kräfte gearbeitet. –

Allerdings konnte für ein Schiff dieses Tonnengehaltes die Wirkung dieses Stückchens Segelleinen nur eine ganz geringe sein. Und dennoch war der Erfolg bemerkbar, so groß war die gewaltige

Treibkraft des Sturmes. Kaum eine Stunde brauchte der »Jonathan«, um die sieben bis acht Seemeilen zurückzulegen, welche die Insel Hoorn von Hermite trennen.

Es fehlten einige Minuten auf 11 Uhr; der Kaw-djer und Karroly begannen auf einen glücklichen Ausgang, auf sicherer Erfolg zu hoffen, als ein furchtbares Krachen sekundenlang das Heulen des Orkans übertönte.

Der Fockmast war in einer Höhe von 10 Fuß vom Deck gebrochen. Er hatte beim Fallen ein Stück des Hauptmastes mitgerissen, eine gewaltige Bresche in die Backbord-Schiffsverkleidung geschlagen und war verschwunden. –

Auch Menschenopfer hatte dieser Unfall zur Folge. Herzzerreißende Schreie wurden laut und im gleichen Augenblicke ergoß sich eine wahre Wasserflut über das Schiff, daß es fast gekentert wäre; dennoch richtete es sich wieder auf, aber einem tosenden Wildbach gleich schossen die Wasser von

Backbord nach Steuerbord und rissen alles mit sich fort, was ihnen im Wege stand. Zum Glück war das Takelwerk zerrissen, so daß die Trümmer der Maste von der See fortgespült wurden und wenigstens den Schiffskörper nicht bedrohten.

Jetzt war der »Jonathan« ein willenloses, treibendes Wrack geworden und gehorchte der Steuerführung nicht mehr.

»Wir sind verloren! rief eine Stimme, aus der das Entsetzen klang.

– Und kein Rettungsboot! stöhnte eine andere.

– Wir haben die Schaluppe der Lotsen«, brüllte eine dritte.

Und wie von Sinnen stürzte die Menge dem Hinterdeck zu; dort war die Wel-kiej vertäut und folgte im Kielwasser des »Jonathan«.

»Halt!« rief der Kaw-djer in so gebieterischem Tone, daß ihm

augenblicklich gehorcht wurde.

In wenigen Sekunden hatte der Hochbootsmann seine Matrosen als lebendige Mauer vor der ganz unzurechnungsfähigen Menge aufgepflanzt und ihr jedes weitere Vordringen unmöglich gemacht.

Jetzt war nur noch das Ende abzuwarten!

Eine Stunde später sah Karroly in nördlicher Richtung eine ungeheuere Masse auftauchen. Welches Wunder war geschehen, daß der »Jonathan« den gefährlichen Meeresarm zwischen den Inseln Herschel und Hermite passiert hatte ohne den geringsten Schaden zu nehmen? Passiert war er, an dieser Tatsache war nicht zu zweifeln, denn dicht vor ihm stiegen die Höhen der Insel Wollaston auf. Aber jetzt geriet das Schiff in eine reißende Strömung und entfernte sich wieder von der Insel Wollaston.

Wer wird die Oberhand behalten, der Wind oder die Strömung? Wird der »Jonathan«, von ersterem getrieben, an das Ostufer der Insel Hoste gelangen oder wird er, von der letzteren mitgerissen, an die Südküste gestoßen werden? Weder das eine noch das andere sollte geschehen. Kurz vor ein Uhr morgens erschütterte ein gewaltiger Stoß das Fahrzeug, daß es in allen Fugen erzitterte. Dann neigte es sich langsam gegen Backbord und blieb unbeweglich stehen. Das amerikanische Schiff war mit voller Wucht auf die östliche Seite jener Landspitze der Insel Hoste aufgefahren, die den Namen »Falsches Kap Hoorn« trägt.

V. Die Schiffbrüchigen

Vierzehn Tage vor der Nacht vom 15. zum 16. März war der amerikanische Klipper »Jonathan« aus dem Hafen von San Francisco in Kalifornien mit der Bestimmung für Südafrika ausgelaufen. Wenn das Wetter günstig ist, kann ein gutes Segelschiff die Fahrt in fünf Wochen vollendet haben.

Der »Jonathan« hatte einen Gehalt von dreitausendfünfhundert Tonnen und war mit vier Masten ausgerüstet, dem Fock- und Hauptmast mit viereckigen Segeln, dem Besan- und Kreuzmast mit lateinischen Segeln.

Der Befehlshaber des Schiffes war Kapitän Leccar, ein im besten Mannesalter stehender, erfahrener Seemann; unter seinem Kommando standen sein Stellvertreter Musgrave, Lieutenant Maddison, Meister Hartlepool und die

Mannschaft, lauter Amerikaner, aus siebenundzwanzig Köpfen bestehend.

Das Fahrzeug war diesmal nicht für den Warentransport bestimmt, die Schiffsplanken bargen eine menschliche Ladung. Mehr als tausend Emigranten, von einer »Gesellschaft für Kolonisation« zusammengeführt, hatten sich für die Delagoa-Bai eingeschifft, an der ihnen von der portugiesischen Regierung Konzessionen verliehen worden waren.

Die Ladung des Klippers bestand außer dem für die Reise notwendigen Mundvorrat aus allen jenen Dingen, die eine werdende Niederlassung im Anfang nötig hat. Die Verköstigung dieser Hunderte von Auswanderern war auf viele Monate hinaus gesichert durch ungeheuere Vorräte von Mehl, Konserven und alkoholhaltigen Getränken. Der »Jonathan« hatte auch die notwendigsten Geräte für die vorläufige Einrichtung eingeschifft: Zelte, zerlegbare Wohnhäuser und die Möbel und Küchenutensilien. Um eine schleunige

Inangriffnahme der Kultivierung der abgetretenen Länderebiete zu ermöglichen, hatte es sich die »Gesellschaft« angelegen sein lassen, den Kolonisten verschiedene Pflanzengattungen, Getreide- und Gemüsesamen, die nötigsten Ackergeräte, eine Anzahl Rinder, Schweine, Schafe und jene Hausvögel mitzugeben, die jeden Hühnerhof bevölkern. An Waffen und Munition war auch kein Mangel und so war das Schicksal der neuen Kolonie nach allen Richtungen und auf absehbare Zeit hin gesichert und die Zukunftsaussichten schienen glänzend. Übrigens wäre sie nicht sich selbst überlassen worden. Der »Jonathan« sollte nach San Francisco zurückkehren, um dort eine zweite Ladung einzunehmen, die die erste ergänzen sollte; auch wären nach dem Emporblühen der Niederlassung andere Kolonisten an die Delagoa-Bai gesandt worden. Es gibt genug arme, vom Geschick hart verfolgte Leute, denen die Existenz im eigenen Vaterland zu schwer, wenn nicht unmöglich gemacht wird und deren Streben dahin geht, in

fremden Landen ein neues, glücklicheres Leben zu beginnen.

Gleich zu Beginn der Reise schienen sich die Elemente gegen den Erfolg des Unternehmens verschworen zu haben. Nach einer sehr schweren Überfahrt hatte der »Jonathan« die Breite des Kap Hoorn erreicht, um hier das Opfer des fürchterlichsten Sturmes zu werden, der jemals in dieser an Unwettern gesegneten Gegend tobte.

Kapitän Leccar, welcher außerstand gesetzt war, den Sonnenstand zu berechnen, war im Unklaren über seine Lage und glaubte sich in größerer Entfernung vom Festland. Deshalb hielt er, Steuerbord dem Lande zu gedreht, so nahe der Küste; er hoffte, durch einen Gewaltangriff des Orkans in den Atlantischen Ozean getrieben zu werden, wo er auf günstigeres Wetter rechnete. Kaum hatte er diesbezügliche Befehle gegeben, als eine riesige Sturzwelle, die über Steuerbord hereinschlug, ihn und mehrere Passagiere und Matrosen über

Bord riß. Alle Versuche, den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen, waren vergeblich; sie waren fast augenblicklich in ihrem nassen Grabe verschwunden.

Nach diesem Unglücksfall hatte der »Jonathan« den ersten Alarmschuß abgegeben, der vom Kaw-djer und seinen Gefährten vernommen worden war. Kapitän Leccar hatte somit das auf der Spitze des Vorgebirges entzündete Feuer nicht mehr gesehen, vielleicht hätte es ihm geholfen, seinen Irrtum gut zu machen und sich durch geschicktes Manövrieren zu retten. Der zweite Offizier Musgrave, welcher jetzt an seine Stelle getreten war, versuchte beizudrehen und das offene Meer zu gewinnen, ein fast unausführbares Unternehmen, das geringe Hoffnung auf Erfolg bot, da das Schiff wegen der Heftigkeit des Sturmes nur die allernötigste Leinwand trug und den empörten Wogen gegenüber fast machtlos war. Nach vielen nutzlosen Versuchen war es ihm fast gelungen, seine Absicht durchzuführen – da wurde er und Leutnant Maddison mit den

stürzenden Hintermasten ins Wasser geschleudert. Im selben Augenblick traf ein mit Wucht herabfallendes Holzstück den Hochbootsmann am Kopfe, so daß er besinnungslos zusammenstürzte.

Das übrige ist bekannt.

Jetzt hatte die Reise ein vorzeitiges Ende erreicht. —

Der »Jonathan« warrettungslos zwischen den spitzen Klippen aufgefahren und war, zu absoluter Unbeweglichkeit verurteilt, für ewige Zeiten an den Klippen der Insel Hoste festgebannt. Welche Entfernung trennte ihn vom Festland? Am hellen Tage würde man sich leicht orientieren können. Jedenfalls war die momentane Gefahr vorüber. Für diese Nacht sicherlich! Das Schiff war, von der Riesenkraft des Orkans geschleudert, weit in die Riffe hineingeraten und lag größtenteils auf trockenem Grund; das Meer berührte seinen gewaltigen Körper nur in Gestalt von weißem, ungefährlichem Gischt. Vorläufig

war ein Zertrümmern des Kolosse nicht zu befürchten, auch konnte vom Sinken keine Rede sein, so lange der kräftige Kiel durch das auf ihm ruhende Gewicht nicht eingedrückt wurde.

Den vereinten Bemühungen des Kaw-djer und Meister Hartlepools gelang es schließlich, der schreckbetörten Menschenherde, die am Deck durcheinanderwogte, die veränderte, verhältnismäßig günstige Lage klarzulegen. Einige der Emigranten waren im Augenblick des Strandens teils freiwillig, teils durch den heftigen Anprall geschleudert, über Bord gegangen; nun lagen sie auf den Riffen, verstümmelt und tot; die Brandung hatte sie ergriffen und ihre Glieder an dem Gestein zerschmettert. Die Unbeweglichkeit des Schiffes begann die Überlebenden zu beruhigen. Allmählich leerte sich das Deck; Männer, Frauen und Kinder suchten in der Deckhütte oder im Zwischendeck Schutz gegen den Regen, der in Strömen aus den Wolken stürzte. Der Kaw-djer, von Halg, Karroly und dem

Hochbootsmann unterstützte, wachte über die Sicherheit aller.

Im Inneren des Schiffes herrschte verhältnismäßige Ruhe und bald waren die meisten der Auswanderer, von der ausgestandenen Todesangst entkräftet, eingeschlafen. Diese armen Leute fielen eben von einem Extrem ins andere; kaum hatten sie das Walten einer höheren Intelligenz und bewußter Energie über sich gefühlt, so gehorchten sie dieser Macht in blindem Vertrauen. Als ob es ganz selbstverständlich sei, überließen sie dem Kaw-djer alle Sorge für ihr weiteres Schicksal und machten ihn für ihre Sicherheit verantwortlich. Die fürchterliche Katastrophe hatte sie ganz unvorbereitet getroffen. Eine gewisse stumpfe Resignation half ihnen zwar ihre sonstige elende Lebenslage ertragen, aber die letzten ganz außergewöhnlichen Vorkommnisse trafen sie ganz wehrlos an, unfähig, zu denken und zu handeln, und instinktiv sehnten sie einen Menschen der Tat herbei, der für sie dachte und handelte und jedem

die ihm passende Rolle zuwies. Franzosen, Italiener, Russen, Irländer, Engländer, Deutsche und selbst Japaner fanden sich mehr oder minder zahlreich unter den Emigranten vor; der Mehrheit nach aber stammten sie aus den Staaten Nordamerikas. Und diese Verschiedenheit der Nationalitäten fand eine Wiederholung in der Verschiedenheit der Berufsgattungen, die hier vertreten waren. Die meisten Köpfe zählten jene, die sich ihr Leben lang der Landwirtschaft gewidmet hatten; viele gehörten dem Handwerkerstande an; einige waren, ehe sie die heimatliche Scholle verließen, Jünger der freien Künste gewesen. Es waren meist unverehelichte, alleinstehende Männer; nur etwa hundert bis hundertundfünfzig von ihnen waren verheiratet und schleppten eine förmliche Herde von Kindern mit sich.

Aber alle hatten *einen* gemeinsamen Zug aufzuweisen, sie waren heimatlose, vom unberechenbaren Schicksal rücksichtslos hin- und hergeworfene Geschöpfe; arme Opfer unglücklicher Zufälle: den einen

hatte es eine ungünstige Verkettung von Umständen unmöglich gemacht, Geburt und Rang und Stellung in Einklang zu bringen; die anderen hatten in moralischer Hinsicht Defekte aufzuweisen; diese fühlten sich als Stiefkinder der Natur und beklagten sich über Mangel an Geistes- oder Körperkraft und jene waren von unverdienten Unglücksfällen verfolgt. Alle aber hatten erkannt, daß ihres Bleibens im Vaterlande nicht länger sein konnte und suchten das Glück unter einem fremden, ihnen vielleicht freundlicheren Himmel zu finden und zu fesseln.

Diese zusammengewürfelte Gesellschaft stellte einen Mikrokosmos, eine kleine Welt für sich dar, eine Reduktion des menschlichen Geschlechtes, wo, unter Ausschluß der Klasse der Reichen, so ziemlich alle sozialen Lebensstellungen vertreten waren. Die gänzliche Mittellosigkeit, das äußerste Elend war übrigens auch aus diesem Kreise verbannt, denn die »Gesellschaft für Kolonisation« hatte als Bedingung der Aufnahme an die

Mitglieder die Forderung gestellt, den Nachweis über den Besitz eines Minimalkapitales von fünfhundert Franken zu liefern; einige unter ihnen besaßen ein Vermögen, das die verlangte Summe um das Zwanzig- und Dreißigfache überstieg. Es war eben eine Menschenmasse, nicht besser und nicht schlechter als jede andere; die Masse mit ihren Verschiedenheiten, ihren Tugenden und Fehlern, ein verworrenes Hin- und Herwogen der widersprechendsten Wünsche und Gefühle, aus deren Mitte manchmal ein eiserner, alles beherrschender Wille aufsteht und seinen Weg macht, ähnlich den Meeresströmungen, die inmitten gestaltloser Wassermassen ihren sicheren, unabänderlichen Lauf beibehalten.

Was soll nun aus all den Menschen werden, die der Zufall auf diese ungastliche Küste geführt hat? Wie werden sie die ewigen Rätsel des Lebens zu lösen trachten? ...

Ende des ersten Teiles.

I. Auf sicherem Boden

Selbst in dieser Region, wo die Küstenentwicklung die abenteuerlichsten Formen aufzuweisen hat, fällt die Insel Hoste durch ihre phantastische Gestalt auf. Wenn auch die Nordküste, die eine lange Strecke hindurch den Beagle-Kanal abgrenzt, größtenteils geradlinig verläuft, so ist der übrige Umfang um so zerrissener: eine Unzahl felsiger, spitzer Landzungen springen ins Meer vor und schmale, tiefe Einschnitte zerschneiden die Insel bis ins innerste Mark.

Unter den Eilanden des Magalhães-Achipels nimmt die Insel Hoste bezüglich ihrer Größe eine bevorzugte Stellung ein. Sie wird auf fünfzig Kilometer Breitenausdehnung geschätzt, während sie in der Länge deren mehr als hundert mißt, wobei die Halbinsel Hardy nicht mitgerechnet ist, die sich in der Form eines krummen Säbels acht bis zehn Meilen weit

nach Südwesten vorstreckt und deren Spitze den Namen »Falsches Kap Hoorn« trägt.

Im Osten dieser Halbinsel, an einer enormen Granitwand, welche die Orange-Bai von der Scotchwell-Bucht trennt, war der »Jonathan« gescheitert. –

Finstere Klippen tauchten beim Morgengrauen aus den Frühnebeln empor, die aber bald von den letzten Seufzern des ersterbenden Windes vertrieben wurden. Da lag der »Jonathan« am Fuße eines Vorgebirges, dessen Kamin von einer spitzen Erhebung gekrönt wurde, die steil zum Meere abfiel und an deren Fuß sich ein Wirrsal schwarzer Steinblöcke drohend aus den schäumenden Wassern hob. Ein schlammiger Überzug von Meeralgen und Seetang bedeckte die Felsen, zwischen denen stellenweise ein feiner, feuchter Sand sichtbar wurde. Dieser setzt sich aus einer unzählbaren Menge winziger Muscheltiere und Schnecken zusammen, die auf den Geländen des Magalhæs-Archipels so

häufig vorkommen, wie Tritonshörner, Käfer-, Bohr- und Napfmuscheln, Trompetenschnecken, Schraubenmuscheln, Wirbelspaltschnecken, Kaminmuscheln, die schöne Venus-, die magallanische Miesmuschel und viele andere.

Bei oberflächlicher Betrachtung bot die Insel Hoste jedenfalls keinen sehr gastfreundlichen Anblick.

Kaum konnten die Schiffbrüchigen mit zunehmendem Tageslicht die Umgebung, die Umrisse der Küste erkennen, als sie sich der Mehrzahl nach auf die Klippen niedergleiten ließen, in dem begreiflichen Bestreben, wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen.

Es wäre ein vergebliches Beginnen gewesen, sie zurückhalten zu wollen. Ihre unsinnige Hast, das Festland zu betreten, war nach der Todesangst der letzten Nacht leicht begreiflich. Viele begannen die Spitze zu erklimmen, in der Hoffnung, von der Höhe aus ein ausgedehntes Stück Land

zu erblicken; einige aus der Menge der Gestrandeten entfernten sich vom Schiffe, um der Südküste der Landspitze entlang zu wandern, während andere am nördlichen Ufer auf Entdeckungen ausgingen; die meisten aber blieben an der Unglücksstelle zurück, in stummer Betrachtung des gestrandeten »Jonathan« versunken.

Der vernünftigste Teil der Emigranten, welche sich nicht vom ersten Impuls hinreißen ließen, blieb an Bord; ihre Blicke hingen an dem Kaw-djer, als erwarteten sie aus dem Munde dieses Unbekannten, dessem Eingreifen sie ihr Leben zu danken hatten, weitere Befehle.

Da er aber nicht gewillt schien, sein Gespräch mit dem Hochbootsmann zu unterbrechen, löste sich endlich einer der Auswanderer von einer aus vier Personen – zwei davon waren Frauen – gebildeten Gruppe los und trat auf die Sprechenden zu. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre zählen; an seinem Gesichtsausdruck, seinem Gang, seiner Haltung, an tausend Kleinigkeiten

und dennoch untrüglichen Anzeichen erkannte man in ihm auf den ersten Blick den gebildeten Mann, welcher unzweifelhaft eine höhere Lebensstellung bekleidet und in anderen Kreisen verkehrt haben mußte, als diejenigen es waren, in welche ihn jetzt eine Laune des Schicksals hineingeweht hatte.

»Mein Herr, sprach er den Kaw-djer an, gestatten Sie mir vor allem, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Sie haben uns vor dem sicheren Tode errettet. Ohne Sie und Ihre Gefährten wären wir unvermeidlich verloren gewesen.«

Die Stimme, jede Miene, jede Gebärde dieses Reisenden stellten ihm das Zeugnis aus, ein offener, ehrlicher Charakter zu sein. Mit großer Herzlichkeit drückte der Kaw-djer die Hand, die ihm in so entgegenkommender Weise geboten wurde und sagte in englischer Sprache, von der auch der Fremde Gebrauch gemacht hatte:

»Wir freuen uns aufrichtig, mein Freund Karroly und ich, daß es uns, dank unserer genauen Kenntnis dieser Wasserstraßen, ermöglicht wurde, eine so gräßliche Katastrophe zu verhüten.

- Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: ich bin Emigrant und heiße Harry Rhodes und dort stehen meine Frau, meine Tochter und mein Sohn, sagte der Reisende und bezeichnete die drei Personen, mit denen er gesprochen hatte, ehe er zu dem Kaw-djer zugetreten war.
- Mein Gefährte, erwiderte der Kaw-djer, seinerseits vorstellend, ist der Lotse Karroly und dies ist sein Sohn Halg; es sind Feuerländer, wie Sie sehen.
- Und Sie? fragte Harry Rhodes.
- Ich bin ein Freund der Indianer, die mir den Namen »Kaw-djer« gegeben haben; einen anderen kenne ich nicht mehr!«

Harry Rhodes blickte mit unverhohlenem Staunen auf den Sprecher, welcher diese Frage mit unbewegter, kalter Miene beantwortet hatte. Ohne die Sache weiter zu verfolgen, erkundigte er sich:

»Was ist Ihre Ansicht über unsere Lage?
Was sollen wir tun?

– Wir sprachen gerade davon, Mr. Hartlepool und ich, sagte der Kaw-djer. Alles hängt vom »Jonathan« ab; wir müssen vor allem wissen, in welchem Zustand er sich befindet. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht viel Hoffnung habe, trotzdem muß er erst sorgfältig untersucht werden, ehe eine Entscheidung getroffen werden kann.

– An welcher Stelle des Magalhæs-Archipels sind wir gestrandet? fragte Harry Rhodes.

– An der Südostküste der Insel Hoste.

– Nahe der Magalhæs-Straße?

- Nein, die Unglücksstelle ist im Gegenteil sehr weit davon entfernt!
- Teufel!! ... war Harry Rhodes' einzige Antwort.
- Ich wiederhole nochmals, alles hängt von der genauen Untersuchung des »Jonathan« ab, darüber müssen wir uns in erster Linie Gewißheit verschaffen, dann können und werden wir das weitere beschließen.«

Von Meister Hartlepool, Harry Rhodes, Halg und Karroly gefolgt, stieg der Kawdjer zu den Klippen hinab, wo der »Jonathan« von allen Seiten besichtigt wurde.

Nun wurden die schlimmen Befürchtungen traurige Gewißheit: das Schicksal des amerikanischen Klippers war besiegelt, er war unrettbar verloren. Der Schiffskörper war an fast zwanzig Stellen geborsten. Die ganze Steuerbordseite entlang klaffte ein breiter Riß; der Schaden war unheilbar, um so mehr, als es sich in diesem Falle um eine

Eisenkonstruktion handelte. Angesichts dieser sprechenden Tatsachen wäre der leiseste Hoffnungsstrahl Torheit gewesen. Da der »Jonathan« nicht mehr flott zu machen war, blieb nichts anderes zu tun übrig, als ihn seinem Schicksal zu überlassen. Bald würde das Meer seine Beute vollständig verschlungen haben.

»Meiner Meinung nach, sagte endlich der Kaw-djer, wäre das Vernünftigste, die Ladung auszuschiffen und an einer gut geschützten Stelle zu bergen. Während dieser Zeit könnte unsere Schaluppe ausgebessert werden, die im Moment des Anpralles schwere Beschädigungen erlitten hat. Sobald sie wieder seetüchtig ist, soll Karroy einen der Emigranten nach Punta-Arenas führen, denn der Gouverneur muß von dem geschehenen Unglück in Kenntnis gesetzt werden. Dieser wird dann sicher in möglichster Eile die nötigen Schritte tun, Ihnen in Ihre Heimat weiter zu helfen.

– Das ist sehr richtig bemerkt und gedacht, pflichtete ihm Harry Rhodes bei.

– Ich glaube, nahm der Kaw-djer wieder das Wort, daß es gut sein wird, diesen Plan Ihren Gefährten mitzuteilen. Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, könnten wir alle am Strand zusammenrufen.«

Man mußte geraume Zeit auf die Rückkehr der verschiedenen Abteilungen warten, welche sich nach allen Richtungen hin zerstreut hatten. Aber noch vor neun Uhr morgens hatte der Hunger alle Passagiere zum gestrandeten Schiffe zurückgeführt. Harry Rhodes, welcher einen etwas erhöhten Felsblock als Rednerbühne benützte, teilte seinen Gefährten den Vorschlag des Kaw-djer mit.

Der Erfolg war nicht durchgreifend, die Rede Harry Rhodes' wurde mit gemischten Gefühlen aufgenommen, einige der Zuhörer machten kein Hehl aus ihrer Unzufriedenheit und äußerten laut ihr Mißfallen.

»Jetzt eine Ladung von dreitausend Tonnen ausschiffen, das fehlte uns gerade noch! murkte der eine.

– Für wen nimmt man uns denn? sagte in beleidigtem Tone ein zweiter.

– Als ob wir nicht schon der Strapazen genug und übergenug erduldet hätten!« brummte ein dritter vor sich hin.

Endlich wurde aus dem Stimmengewirr ein verständlicher Ruf laut.

»Ich bitte um das Wort, sagte jemand in schlechtem Englisch.

Harry Rhodes, welcher weder den Sprecher noch dessen Namen kannte, stieg sogleich von seinem Felsen herab.

Sein Platz wurde augenblicklich von einem Manne eingenommen, welcher in den besten Jahren stand. Sein Gesicht zeigte schöne Züge, blaue, träumerisch blickende

Augen und war von einem dichten,
dunkelbraunen Vollbart umrahmt.

Der Eigentümer dieses prächtigen Bartes schien darauf nicht wenig eitel zu sein, denn seine Hand, die trotz harter Arbeit ihre schöne Form und weiße Farbe bewahrt hatte, strich fast unausgesetzt, wie liebkosend, über die langen, seidenweichen Haarwellen hin.

»Kameraden, rief er, indem er unruhigen Schrittes auf dem schmalen Felsen hin- und herwanderte wie einst Cicero auf seiner Rednerbühne; es ist sehr begreiflich, daß euch die Überraschung ob des soeben Vernommenen Ausrufe des Unwillens erpreßt hat. Was schlägt man euch denn eigentlich vor? Ihr sollt während einer unabsehbaren, unbestimmbaren Zeit auf dieser ungastlichen, öden Küste verweilen und stumpfsinnig an der Bergung der Schiffsladung arbeiten, die gar nicht unser Eigentum ist. – Warum sollen wir erst auf die Rückkehr der Schaluppe warten? Es ist

doch viel einfacher, wenn sie uns
gruppenweise nach Punta-Arenas führt!

– Das ist sicher! – Recht hat er! – Das ist
das einzig Vernünftige!« – Diese und
ähnliche Bemerkungen wurden in der
Zuhörerschar laut.

Des Kaw-djer ruhige Stimme drang klar
durch das Durcheinander:

»Gewiß steht euch die Wel-kiej zur
Verfügung, das bedarf keiner Erwähnung;
aber es würde zehn Jahre dauern, ehe alle
nach Punta-Arenas gebracht werden
können.

– Das ist möglich, gab der Redner nach
einigem Zögern zu; wir bleiben also hier,
um die Rückkehr der Schaluppe
abzuwarten; aber ich sehe durchaus keinen
Grund, warum wir wie die Lasttiere
arbeiten sollen, um die Ladung
auszuschiffen! Alles, was unser
persönliches Eigentum ist, werden wir
selbstverständlich aus dem Schiffsraum

herausholen, alles übrige geht uns nichts an! ... Haben wir denn irgendwelche Verpflichtungen gegen die »Gesellschaft«, der alles gehört? Ganz im Gegenteil; sie hat uns schadlos zu halten für alle Unglücksfälle, die uns betroffen haben! Die Katastrophe ist die natürliche Folge ihres Geizes: Hätte man uns ein besser ausgerüstetes und besser geführtes Schiff zur Verfügung gestellt, wäre es nicht so weit gekommen. Das Geschehene ist nun nicht mehr ungeschehen zu machen, eines aber dürfen wir niemals und nirgends vergessen, daß wir jener bedauernswerten, aus unzähligen Köpfen bestehenden Menschenklasse angehören, welche nur dazu geboren scheint, von einer glücklicheren, mächtigeren Klasse ausgenützt zu werden. Und wir sind nicht gutmütig-dumm genug, uns zu Arbeitstieren dieser Blutsauger zu erniedrigen!«

Die Rede fand entschieden Beifall.
Bravorufe wurden laut, gefolgt von rohem Gelächter. Durch diese Zustimmung

begeistert, fuhr der Redner mit neuem Eifer fort:

»Jawohl, ausgenützt werden wir armen Arbeiter – dabei klopfte er heftig auf die eigene Brust – ausgebeutet werden wir von gewissenlosen Menschen! Es ist uns verwehrt, auf heimatlichem Grund und Boden im Schweiße unseres Angesichtes unser Brot zu verdienen. Aber wir wären wohl mehr als dumm zu nennen, wenn wir uns dazu hergeben wollten, unsere von der Arbeit gebeugten Rücken mit diesem Eisengerümpel zu beladen; zwar haben es fleißige Arbeiter, wie wir es sind, geschaffen, aber nichtsdestoweniger ist es Eigentum eines auf Knechtung aller Menschenwürde und -rechte bedachten Kapitalismus, dessen schrankenlosem Egoismus wir es zu danken haben, daß wir heimatlos geworden sind, daß unsere Kinder kein Vaterland haben!«

Die meisten Auswanderer hatten mit halb erstaunten, halb erschreckten Mienen diesem Wortschwall gelauscht, welcher

ihnen in gebrochenem, durch einen stark fremdländischen Akzent gekennzeichnetem Englisch entgegengeschleudert wurde; einige waren entschieden schwankend geworden und nur eine kleine Gruppe, welche sich um die improvisierte Rednertribüne geschart hatte, war ganz einer Meinung mit dem Sprecher und äußerte ihren Beifall in nicht mißzuverstehender Weise.

Und wieder war es der Kaw-djer, welcher Ordnung schaffte.

»Es ist mir unbekannt, wem die Ladung des »Jonathan« gehört, sagte er sehr ruhig, aber meine Erfahrung, meine Kenntnis dieses Landes ermächtigt mich, Ihnen die Versicherung zu geben, daß sie wahrscheinlich noch von größter Wichtigkeit sein wird. Niemand von uns kann sagen, wie die Zukunft sich gestalten wird, welchen Ereignissen wir entgegengehen. Darum meine ich, es ist klüger, die Ladung nicht preiszugeben!«

Der frühere Redner schien keine Lust zu haben, darauf zu antworten, und so bestieg Harry Rhodes abermals den Felsen und ließ über den Vorschlag des Kaw-djer abstimmen. Ohne Widerrede wurde er angenommen mit zum Zeichen der Zustimmung hoch erhobenen Händen.

»Der Kaw-djer erkundigt sich, fügte Harry Rhodes hinzu, indem er eine Frage weitergab, die an ihn selbst gerichtet worden war, ob es nicht Zimmerleute unter euch gibt, welche ihm behilflich sein möchten, die Schaluppe auszubessern.

- Hier! rief ein Mann von ehrlichem Aussehen und erhob seinen Arm hoch über die Köpfe der Umstehenden.
- Hier! meldeten sich fast gleichzeitig zwei andere Auswanderer.
- Der erste, welcher sich bereit erklärt hat, heißt Smith, erklärte Hartlepool dem Kaw-djer. Er ist ein braver Bursche und steht in Diensten der »Gesellschaft«. Die beiden

anderen kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß der eine Hobard heißt.

- Und wer ist der Redner, kennen Sie den?
- Ich glaube, daß er ein französischer Emigrant ist. Man sagte mir, daß er Beauval heiße, aber mit Bestimmtheit kann ich es nicht behaupten.«

Der Hochbootsmann täuschte sich nicht; so und nicht anders war der Name und die Nationalität des Redners, dessen sehr bewegter Lebenslauf in kurzen Worten gekennzeichnet werden kann.

Ferdinand Beauval war Advokat gewesen und vielleicht hätte er es in dieser Lebensstellung noch weit gebracht, wenn er nicht gleich in der ersten Zeit seiner Tätigkeit von der Tarantel »Politik« derart gestochen worden wäre, daß sein ganzes Sinnen und Trachten davon beeinflußt wurde. Um einen unbesiegbaren, dabei ziemlich unklaren Ehrgeiz zu befriedigen, hatte er sich einer sehr fortschrittlich

gesinnten Partei angeschlossen und vernachlässigte von diesem Zeitpunkt an das Justizgebäude, um desto fleißiger an öffentlichen Versammlungen teilzunehmen. Wahrscheinlich wäre er, so gut wie ein anderer, über kurz oder lang zum Abgeordneten gewählt worden, hätte er seine Wahl geduldig abwarten können. Aber seine bescheidenen Mittel waren erschöpft, ehe der Erfolg sein Streben gekrönt hatte. Um sein Leben weiterzufristen, hatte er zu allen sich ihm bietenden Mitteln gegriffen, war in zweifelhafte Geschäfte verwickelt worden und von diesem Tage an war sein moralischer Verfall besiegt; von Stufe zu Stufe sank er, bis ihn der Mangel, das Elend einer unhaltbaren Existenz zwang, auf dem Boden des freien Amerika sein Glück zu suchen.

Aber auch in der Neuen Welt hatte ihm das Schicksal nur ein finsternes Antlitz gezeigt, auch hier lächelte ihm das Glück nicht. Nachdem er von Stadt zu Stadt gewandert war und sich nach und nach in jedem Erwerbszweig versucht hatte, war er

endlich nach San Francisco gekommen.
Immer vom Geschick grausam verfolgt,
war ihm schließlich nur ein Ausweg
geblieben: die abermalige Verbannung.

Es war ihm gelungen, sich das notwendige Minimalkapital zu verschaffen und er hatte sich in die Auswandererliste einschreiben lassen auf die pompöse Ankündigung hin, die den ersten Ansiedlern der Delagoa-Bai das Blaue vom Himmel versprach. Jetzt, nach der Strandung des »Jonathan«, waren seine Hoffnungen wieder vernichtet und er war gleich den anderen Unglücklichen verurteilt, auf der Halbinsel Hardy ein elendes Dasein zu fristen. Gleichwohl hatten diese fortgesetzten Schicksalsschläge nicht vermocht, das Selbstvertrauen Ferdinand Beauvals zu erschüttern. Er baute auf seinen Stern. Alles ihm widerfahrene Mißgeschick schrieb er dem Schuldkonto anderer zu, deren Bosheit, Undankbarkeit, Eifersucht; er war sich seines Wertes wohl bewußt und nichts konnte ihm die Gewißheit rauben, daß es ihm eines Tages bei günstiger Gelegenheit

gelingen würde, die gegnerischen Strömungen zu besiegen, über seine Verfolger zu triumphieren und eine Stellung einzunehmen, die ihm angesichts seiner hervorragenden Eigenschaften gebührte.

Deshalb hatte er auch nicht unterlassen, das Rednertalent – das er sich bescheidenerweise zuschrieb – zu üben und spielte sich als leitendes Haupt der Expedition auf. Kaum an Bord des »Jonathan«, begann er zündende Reden zu halten und oft mußte Kapitän Leccar energisch eingreifen, um dem Unfug zu steuern.

Trotz dieses Widerstandes war es Ferdinand Beauval gelungen, seit dem Beginn der Reise, die ein so tragisches Ende fand, einige Anhänger zu finden und kleine Erfolge zu ernten. Manche seiner Reisegefährten – allerdings nur eine unbedeutende Anzahl – hatten den demagogischen Auseinandersetzungen, die das Leitmotiv einer jeden seiner Ansprachen bildeten, stets ein geneigtes

Ohr geliehen; diese bildeten jetzt eine dichte Gruppe um den Schauplatz seiner Beredsamkeit.

Die Anzahl seiner Jünger wäre wohl größer gewesen, wenn Beauval – welchen das Mißgeschick bis auf das Schiff verfolgte – nicht an Bord des »Jonathan« einen nicht zu unterschätzenden Konkurrenten gefunden hätte. Dieser Konkurrent war niemand anderer als ein Nordamerikaner, namens Lewis Dorick, ein Mann mit glattrasiertem Gesicht, eisigkalten Mienen, welcher messerscharfe Reden hielt. Dieser Lewis Dorick verfocht dieselben Theorien wie Ferdinand Beauval, aber in noch verschärfterem Maßstabe. Während dieser dem Sozialismus das Wort redete, nach welchem der Staat als Alleinbesitzer aller Wertobjekte einem jeden sein Amt und seinen Anteil zuweisen sollte, vertrat Dorick den reinen Kommunismus, demzufolge alles gleichzeitig Eigentum aller und jedes einzelnen sein sollte.

Außer der Uneinigkeit dieser beiden sozialdemokratischen Führer in bezug auf die Prinzipien, die sie zum Ausgangspunkt ihrer Proselytenmacherei gewählt hatten, trat noch ein anderer charakteristischer Unterschied hervor. Während Beauval sich mit klingenden Worten und leeren Träumen zufriedengab und sonst ziemlich sanftmütiger Natur war, zeigte sich Dorick von wilder, herrschsüchtiger Gemütsart, sein kaltes Herz kannte kein Erbarmen. Und wenn es auch dem einen im Feuer der Begeisterung gelang, seine Zuhörerschaft mit sich fortzureißen, sie derart aufzuregen, daß ihr jeder Gewaltakt als eine Heldentat erschienen wäre, so war er dennoch persönlich ganz unschädlich, während des anderen »Ich« gleichbedeutend mit »Gefahr« war.

Dorick verstand die Gleichheit auf eine Weise, die das schöne Wort hassenswert machte. Er blickte nie nach abwärts, seine Blicke waren stets nach oben gerichtet. Der Gedanke an das elende Dasein, zu welchem die überwiegende Majorität der Menschen

verdammst ist, ließ sein versteintes Herz in keiner leisen Regung des Mitleides höher schlagen; aber daß ein kleiner Bruchteil der Menschheit über ihm stand, einer höheren gesellschaftlichen Sphäre angehörte als er, das erfüllte ihn mit unsäglicher Wut.

Ihn beruhigen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Durch den schüchternsten Widerspruch machte man sich den ungezügelten Menschen zum unversöhnlichen Feinde, welcher – wenn man ihm freie Hand gelassen hätte – vor keiner Gewalttätigkeit, keinem Morde zurückgeschreckt wäre, um sich zu rächen.

Seiner kranken Seele verdankte Dorick all sein Mißgeschick. Er war Professor für Literatur und Geschichte, konnte aber dem Verlangen nicht widerstehen, von seinem Lehrstuhl aus ganz andere Wissenschaften zu verbreiten. Wo er konnte, streute er seine freisinnigen Grundsätze ein, und zwar nicht in der Form einer rein theoretischen Erörterung, sondern im Gewande einer peremptorischen Behauptung, die seinen

Hörern die Pflicht auferlegte, sich seinen Aussprüchen zu beugen.

Die naturgemäßen Folgen eines solchen Vorgehens ließen nicht lange auf sich warten. Der Leiter der Anstalt hatte Dorick für dessen Bemühungen seinen besten Dank ausgesprochen, ihn aber gleichzeitig ersucht, sich um einen anderen Wirkungskreis umzusehen. Nachdem die gleichen Ursachen allemal die gleichen Wirkungen aufweisen, wiederholte sich der eben geschilderte Vorgang, Dorick verlor auch seine zweite Anstellung und so ging es einige Zeit fort, bis sich alle Tore unwiderruflich vor ihm geschlossen hatten. Überall abgewiesen, außerstande, seinen Unterhalt zu verdienen, hatte er auf dem »Jonathan« Zuflucht gesucht und gefunden, aus dem ehemaligen Professor war ein Auswanderer geworden.

Während der Überfahrt hatte sowohl Dorick als auch Beauval Anhänger geworben; dieser durch seine zündende Beredsamkeit, die von keinerlei

Gewissensskrupeln gehemmt wurde und keinerlei offene Kritik zu fürchten hatte – jener durch die imponierende Autorität eines Mannes, welcher sich als Wissender fühlt und nur Gesetze unumstößlicher Wahrheit lehren kann. Den bescheidenen Anhängerkreis, welchen jeder der Führer um sich gesammelt hatte, verziehen sie sich gegenseitig nicht. Und wenn sie auch nach außen hin die Formen strikter Höflichkeit wahrten, so war ihr Inneres doch von Haß und Neid erfüllt.

Kaum hatte man auf der Insel Hoste festen Fuß gefaßt, hatte Beauval keinen kostbaren Augenblick verloren und gleich versucht, über seinen Rivalen einen kleinen Sieg zu erringen. Die Gelegenheit war ihm günstig; es ergab sich ein Vorwand, der es ihm ermöglichte, auf den Felsen zu klettern und eine Ansprache zu halten, deren Inhalt wir kennen. Daß seine Rede ganz erfolglos war, das bekümmerte ihn nicht. Die Hauptsache für ihn war, sich in den Vordergrund zu drängen, sich bemerkbar zu machen, und das war ihm gelungen. Die Menge gewöhnt

sich an diejenigen, welche sie oft sieht und hört. Wer schließlich zum Führer gewählt werden will, muß nur einige Zeit hindurch die Rolle desselben spielen.

Während der kurzen Unterredung des Kaw-djer mit Hartlepool hatte Harry Rhodes von der Höhe des Felsens aus an seine Gefährten folgendermaßen das Wort gerichtet:

»Nachdem der Vorschlag angenommen ist, muß man einen aus unserer Mitte wählen, welcher die Leitung der Arbeit übernimmt. Es ist keine Kleinigkeit, ein Schiff von dreitausendfünfhundert Tonnen Inhalt zu entladen, dazu gehört unbedingt Methode. Wenn es euch recht ist, soll Mr. Hartlepool, der Hochbootsmann, dieses schwierige Amt übernehmen; er wird am besten verstehen, einem jeden die Arbeit zuzuweisen, die er zu leisten hat, und Ratschläge zu geben, wie alles anzufassen ist, damit die Ausschiffung rasch und gut zu Ende geführt wird. Wer meiner Meinung ist, erhebe die Hand!«

Alle Hände – mit ganz wenigen Ausnahmen
– erhoben sich zustimmend.

»Das wäre erledigt! sagte Harry Rhodes,
indem er, gegen den Hochbootsmann
gewendet, hinzufügte: welches sind Ihre
Befehle?

– Das Frühstück zu nehmen! war
Hartlepools kurze und bündige Erwiderung.
Um arbeiten zu können, muß man die
nötigen Kräfte haben.«

In vollständigem Durcheinander begaben
sich die Auswanderer an Bord, wo ihnen
von der Mannschaft eine aus Konserven
bestehende Mahlzeit verabreicht wurde.
Während des Essens nahm Hartlepool den
Kaw-djer beiseite und sagte mit
sorgenvoller Miene:

»Erlauben Sie mir eine Bemerkung; ich
wage zu behaupten, daß ich ein tüchtiger
Seemann bin, aber – ich habe immer einen
Kapitän gehabt.

– Was wollen Sie damit sagen? fragte der Kaw-djer.

– Ich meine, brachte Hartlepool mit immer unschlüssiger werdender Miene hervor, daß ich mir schmeicheln kann, einen erhaltenen Befehl tadellos auszuführen, aber das Kommandieren selbst ist nie meine Sache gewesen. Fest die Hand am Steuer halten, ja, das kann ich, zu des strengsten Befehlshabers Zufriedenheit, aber selbst die einzuhaltende Richtung angeben, das ist etwas anderes!«

Der Kaw-djer betrachtete den Hochbootsmann verstohlen. Es gab also doch brave, starke, ehrliche Menschen, für die eine leitende Kraft, ein Oberhaupt eine Notwendigkeit war?

»Sie wollen also, nahm er das Wort, gerne die Arbeit übernehmen, im einzelnen die nötigen Anordnungen geben, wären aber froh, vorher einige allgemeine Ratschläge zu bekommen?

- Richtig! sagte Hartlepool.
- Nichts leichter als das; wieviel Arme stehen Ihnen zur Verfügung?
- Bei der Abreise von San Francisco bestand die Bemannung des »Jonathan« aus vierunddreißig Köpfen, inklusive den Offizieren, dem Koch und den beiden Schiffsjungen; dazu kamen eintausendeinhundertfünfundneunzig Passagiere. Im ganzen waren wir demnach eintausendzweihundertneunundzwanzig Personen; aber davon sind viele nicht mehr am Leben.
- Wir werden später Abzählung halten; nehmen wir vorläufig die runde Zahl zwölphundert an. Die Frauen und Kinder abgerechnet, bleiben uns beiläufig siebenhundert Männer zur Verfügung. Diese müssen Sie in zwei Gruppen teilen. Zweihundert Mann haben an Bord zu bleiben und die Ladung aus dem Schiffsraum auf Deck zu schaffen. Ich führe die übrigen in einen ganz

naheliegenden Wald, wo wir einige hundert Bäume fällen werden. Wenn wir die Äste von den Stämmen entfernt haben werden, müssen je zwei Bäume übereinandergelegt und fest zusammengeschnürt werden; auf diese Weise erhalten wir eine Serie von Baumbündeln, die, das eine dicht neben das andere gelegt, einen Weg vom Schiffe bis zum Strande geben sollen. Zur Zeit der Flut werden Sie eine schwebende Brücke haben und während der Ebbe wird das Floß auf den Klippen aufliegen und Sie müssen es nur ein wenig stützen, um ihm die Stabilität zu sichern. Bei diesem Vorgehen und von einem so zahlreichen Personal unterstützt, werden wir die Ladung in drei Tagen geborgen haben.«

Hartlepool hielt sich mit großer Geschicklichkeit an diese Instruktionen und wirklich – wie es der Kaw-djer vorausgesagt hatte – war die ganze Ladung des »Jonathan« am Abend des 19. März am Strand aufgestapelt und aus dem Bereich der beutegierigen Wogen geschafft. Zum Glück erwies sich der Dampfkran bei

eingehender Untersuchung als vollkommen tauglich; dieser Umstand hatte die Hebung der schwersten Lasten natürlich bedeutend erleichtert.

Gleichzeitig waren mit Hilfe der drei Zimmerleute Smith, Hobard und Charley die Reparaturen der Schaluppe rasch vorwärts geschritten. Am 19. März waren alle Schäden ausgebessert und sie war wieder diensttauglich.

Jetzt mußten die Auswanderer zur Wahl eines Abgesandten schreiten. Wieder bot sich für Ferdinand Beauval die aufs freudigste begrüßte Gelegenheit, die Rednerbühne zu besteigen, um an die Wähler eine Ansprache zu halten. Aber er war entschieden vom Unglück verfolgt! Wenn ihm auch die Genugtuung zuteil wurde, daß sich etwa fünfzig Stimmen zu seinen Gunsten erhoben, während Lewis Dorick – welcher sich übrigens nicht im geringsten angestrengt hatte, die Rolle eines Wahlkandidaten zu spielen – nicht eine Stimme erhielt, so hatte schließlich doch

nicht er, sondern ein gewisser Germain Rivière die Majorität der Wähler auf seiner Seite. Er war Landmann, franko-kanadischer Abstammung, Vater eines Mädchens und vier prächtiger Knaben. Von seiner sicheren Rückkehr konnte man aus letzterem Grunde überzeugt sein.

Unter Karrolys Führung, welcher Halg und den Kaw-djer auf der Insel Hoste zurückließ, ging die Wel-kiej am 20. März unter Segel und allsogleich war man darauf bedacht, eine vorläufige Unterkunft zu schaffen. Es handelte sich ja nicht darum, eine dauernde Niederlassung zu begründen; man brauchte bloß eine Art Schutzhütten bis zur Wiederkehr der Wel-kiej, deren Reise in drei Wochen beendet sein konnte. Deshalb nahm man auch Abstand, die zerlegbaren Häuser aufzustellen, die mitgeführt worden waren; man begnügte sich damit, die Zelte aufzuschlagen, die sich im Schiffsraum gefunden hatten. Mit Zuhilfenahme alter Segel, die in einem besonderen Verschlag entdeckt worden waren, konnten alle Reisenden in den

Zelten geborgen werden, selbst der gebrechliche, empfindliche Teil der Gerätschaften wurde darinnen untergebracht. Man versäumte auch nicht, mit etwas Flechtwerk einen Hühnerhof zu improvisieren und mittels Pfählen und Stricken eine Umzäunung für die vierbeinigen Tiere herzustellen, die der »Jonathan« transportiert hatte.

Man sieht, diese Menschenmenge befand sich durchaus nicht in der hoffnungslosen Lage von Schiffbrüchigen, welche ohne alle Hilfsmittel auf eine unbekannte, öde Küste geworfen werden. Der Schauplatz der Katastrophe war der Feuerlands-Archipel, der in allen Karten genau eingezeichnet und kaum hundert Meilen von Punta-Arenas entfernt ist. Außerdem waren Lebensmittel im Überfluß vorhanden. Diese Umstände berechtigten daher zu keiner ernstlichen Sorge und die Auswanderer führten hier ein ebenso angenehmes Leben – das etwas rauhere Klima ausgenommen – wie sie es in gleicher Jahreszeit ihres Aufenthaltes auf afrikanischem Boden gehabt hätten.

Bei der Ausschiffung hatten der Kaw-djer und Halg selbstredend tüchtig mit Hand angelegt. Beide hatten ihre beste Kraft eingesetzt, aber die Hilfeleistungen des Kaw-djer erwiesen sich besonders nützlich. Wie groß auch seine Bescheidenheit war, welche Mühe er sich gab, unbemerkt zu bleiben – seine Überlegenheit trat überall so deutlich hervor, daß er von allen Seiten um Rat gefragt wurde. Wenn es sich um die Fortschaffung eines besonders schweren Gewichtes handelte, um die Stauung der Gepäcksstücke, das Aufstellen der Zelte – immer wandte man sich an ihn um Rat. Und nicht Hartlepool allein nahm in zweifelhaften Fällen seine Zuflucht zu ihm, auch die Mehrzahl der übrigen ratlosen Menschen, welchen derartige Arbeiten ungewohnt und unbekannt waren.

Diese notdürftigen Einrichtungen waren, wenn auch nicht beendigt, so doch ziemlich weit gediehen, als sich die unwirtlichen klimatischen Verhältnisse wieder in recht unangenehmer Weise bemerkbar machten. Am 24. März begann ein heftiger

Platzregen, der dreimal vierundzwanzig Stunden andauerte und erst von einem starken Winde begleitet wurde, der dann zum heulenden Sturm anwuchs. Als dann das Toben der Atmosphäre ein wenig beruhigt war, hätte man vergeblich den »Jonathan« auf seinem Klippenbett gesucht! Ein paar schwimmende Holzstücke, angeschwemmt Eisenblech und verbogene Stangen war alles, was von dem stolzen Klipper übrig blieb, dessen Kiel noch wenige Tage vorher so fröhlich die Wogen durchschnitten hatte.

Obwohl alles, was nur von geringstem Werte war, vom Schiffe entfernt worden war, beschlich dennoch ein Gefühl der Wehmut die Emigranten, als sie es für immer verschwunden sahen. Jetzt waren sie ganz vereinsamt, ganz abgeschlossen von dem übrigen Teile der Menschheit, welche – falls der Schaluppe ein Unfall zustoßen sollte – vielleicht niemals vom Verbleib und Ergehen ihrer bedauernswerten Brüder Kenntnis erlangen wird!

Dem Wüten des Orkans folgte eine Periode völliger Windstille. Man benützte sie, um eine Zählung der überlebenden Emigranten und Matrosen vorzunehmen. Mit Hilfe der Passagierliste, die sich an Bord gefunden hatte, nahm Hartlepool die Zählung vor, die als betrübendes Ergebnis die Gewißheit brachte, daß nicht weniger als einunddreißig Menschen in der Unglücksnacht den Tod gefunden hatten. Von diesen Opfern der Katastrophe gehörten fünfzehn der Besatzung an, sechzehn waren Passagiere. Folglich waren noch eintausendeinhundertneunundsiebzig Auswanderer am Leben und neunzehn Mann (von den vierunddreißig auf der Mannschaftsliste genannten) der Besatzung. Rechnete man zu dieser Menschenanzahl die beiden Feuerländer und ihren Gefährten dazu, so erreichte die Kopfzahl der Bevölkerung der Insel Hoste die Ziffer eintausendzweihundertundeins: Männer, Frauen und Kinder.

Der Kaw-djer wollte das schöne Wetter nicht unbenutzt vorübergehen lassen, um

die dem Lager zunächst gelegenen Teile der Insel auf ihren Wert hin zu untersuchen; es wurde bestimmt, daß Hartlepool, Harry Rhodes, Halg und drei der Emigranten: Gimelli, Gordon und Ivanoff (der erste italienischer, der zweite amerikanischer und der dritte russischer Abstammung), ihn auf der kurzen Expedition begleiten sollten. Aber im letzten Augenblick tauchten noch zwei Bittsteller auf, welche mitgenommen werden wollten.

Der Kaw-djer begab sich gerade nach dem gemeinsam verabredeten Versammlungsort, als seine Aufmerksamkeit durch zwei Kinder gefesselt wurde, welche augenscheinlich auf ihn zuschritten. Sie mochten zehn Jahre zählen. Das eine derselben hatte eine unternehmende, fast kecke Miene aufgesteckt und kam mit hocherhobenem Kopfe dahermarschiert, das Näschen in der Luft; es bemühte sich, einen recht nachlässigen Gang zur Schau zu tragen, was einen komischen Eindruck machte. Das andere Kind folgte ihm schüchtern in einer Entfernung von fünf

Schritten und sah sehr bescheiden aus, was zu der zarten, schmächtigen Gestalt gut paßte.

Das erste, ein Knabe, sprach den Kaw-djer an:

»Exzellenz ...« begann er.

Diese unvorhergesehene Ansprache belustigte den Kaw-djer; er sah interessiert auf das kleine Bürschchen herab, das die stumme Prüfung tapfer aushielt, ohne die geringste Verwirrung zu zeigen oder die Augen zu Boden zu schlagen.

»Exzellenz? wiederholte der Kaw-djer lächelnd. Warum nennst du mich Exzellenz, mein Junge?«

Der Knabe machte große, verwunderte Augen.

»Ist das nicht die gebräuchliche Anrede für Könige, Minister und Bischöfe? fragte er und es lag wie Angst in der zitternden

Stimme, daß er die Regeln der Höflichkeit nicht genügend beobachtet habe.

– Ah! rief der Kaw-djer erstaunt. Und wo hast du denn gesehen, daß man Könige, Minister und Bischöfe mit »Exzellenz« anreden muß!

– In den Zeitungen habe ich's gelesen, antwortete das Kind, ganz stolz auf sein Wissen.

– Du liest die Zeitungen?

– Warum nicht? – Wenn man sie mir gibt!

– Ah! ah! – Wie heißtest du?

– Dick.

– Dick – und wie noch?«

Der Knabe schien nicht zu verstehen.

»Nun, welchen Namen hat dein Vater?

– Ich habe keinen Vater.

- Und deine Mutter, wie heißt sie?
- Ich habe weder Vater noch Mutter, Exzellenz!
- Wieder »Exzellenz«, sagte der Kaw-djer, welcher für dieses eigenartige Kind ein stets wachsendes Interesse fühlte; so viel ich weiß, bin ich weder König, noch Minister, noch Bischof!
- Sie sind aber der Gouverneur!« erklärte der Junge mit Nachdruck.

Der Gouverneur! ... Der Kaw-djer stand da, wie aus den Wolken gefallen.

»Woher hast du denn diese Weisheit? fragte er endlich. Die Frage schien den Knaben zu verwirren.

– Nun?« bestand der Kaw-djer auf seiner Frage.

Dick zögerte mit der Antwort und war sehr verlegen.

»Ich weiß nicht, woher ..., sagte er endlich stockend. Weil Sie immer befehlen ... und – alle nennen Sie ja so!

– Ah, wirklich! Dann trat der Kaw-djer einen Schritt auf den Knaben zu und sagte mit ernster Stimme: Du bist im Irrtum, mein liebes Kind! Ich bin nicht mehr und nicht weniger als andere. Hier befiehlt niemand. Hier gibt es keinen Gebieter!«

Dick öffnete seine Augen, so weit er konnte, und starrte den Kaw-djer ganz ungläubig an. War es denn möglich, daß es keine Gebietenden gab in diesem Teile der Welt? Wie konnte er das glauben, er, ein Kind, für den die Erde bisher nur als von Tyrannen bevölkert erschienen war!
Existierte wirklich irgendwo ein Wunderland ohne Herren?

»Nein, hier gibt es keinen Gebieter, sagte der Kaw-djer nochmals und erkundigte sich dann nach kurzem Schweigen:

Wo bist du geboren?

- Das weiß ich nicht.
- Wie alt bist du?
- Man sagt mir, daß ich bald elf Jahre alt werde!
- Bist du bestimmt nicht älter?
- Gewiß nicht!
- Und dein kleiner Gefährte, der fünf Schritte hinter dir wie am Boden festgewachsen scheint, wer ist das?
- Das ist Sand.
- Dein Bruder?
- Wie ein Bruder ... Mein Freund.
- Seid ihr vielleicht zusammen erzogen worden?
- Erzogen? Dick schüttelte den Kopf. Wir sind nie erzogen worden, Herr.«

Der Kaw-djer fühlte tiefes Erbarmen. Wie traurig hörten sich die wenigen Worte an, die das Kind mit fast trotziger Stimme hervorstieß, wie ein streitlustiger, junger Kampfhahn! Wie? Es gab also Kinder, welchen niemals der Segen einer Erziehung zuteil geworden ist!

»Wo hast du deinen Freund kennen gelernt?

- In Frisco San Francisco., am Kai.
- Ist das schon lange her?
- Sehr, sehr lange ... Wir waren damals noch ganz klein. Dick suchte seine Erinnerungen zu sammeln. O, das ist wenigstens sechs Monate her!
- Wahrhaftig? Nun, das ist allerdings eine sehr lange Zeit,« gab der Kaw-djer zu, ohne eine Miene zu verziehen.

Er wandte sich an den schweigsamen Kameraden des merkwürdigen Jungen:

»Jetzt komm du einmal her, aber
»Exzellenz« darfst du nicht zu mir sagen.
Hast du denn deine Zunge in die Tasche
gesteckt?

- Nein Herr, stammelte das Kind, indem es eine Matrosenmütze zwischen seinen Händen zerdrückte.
- Warum sprichst du denn gar nichts?
- Er ist ja so schüchtern, Herr, erklärte Dick.

Mit welch wegwerfender Miene er dieses Urteil fällte!

»Ah, sagte der Kaw-djer lachend, also schüchtern ist er! Du bist es wohl nicht!

- Nein, Herr, lautete die einfache Antwort.
- Du hast auch ganz recht ... Aber was macht ihr denn eigentlich hier?
- Wir sind doch die Schiffsjungen, Herr.«

Der Kaw-djer erinnerte sich jetzt, daß Hartlepool in der Tat bei der Aufzählung der Schiffsmannschaft des »Jonathan« zwei Schiffsjungen erwähnt hatte. Bisher waren sie meist mit den Kindern der Emigranten zusammen gewesen und er hatte sie noch nicht gesehen. Nachdem sie ihn heute angesprochen hatten, schienen sie ein Anliegen zu haben.

»Wünscht ihr etwas von mir?« fragte er.

Wie vorauszusehen, nahm Dick wieder das Wort.

»Wir möchten mit Ihnen gehen, wie Mr. Hartlepool und Mr. Rhodes.

– Warum denn?«

Dicks Augen wurden ganz glänzend.

»Um etwas Neues zu sehen!«

Etwas Neues! ... Eine ganze Welt lag in diesen Worten! Das Verlangen nach dem Unbekannten, die wunderbaren,

verworrenen Träume der Kindheit! Dicks Gesicht war eine Bitte, seine ganze, zarte Gestalt sprach für die Erfüllung seines Wunsches.

»Und du, wandte sich der Kaw-djer an Sand, möchtest du auch etwas Neues sehen?

– Nein, Herr.

– Was willst du denn?

– Mit Dick gehen, sagte leise das Kind.

– Du hast ihn wohl sehr lieb, deinen Dick?

– O ja, Herr, bestätigte Sand, dessen Stimme eine weit über sein Alter gehende Tiefe des Ausdruckes zeigte.«

Der Kaw-djer fühlte sein Interesse für die beiden kleinen Leute steigen. Er sah sie an! Welch ein einerseits belustigendes, anderseits reizendes und rührendes Zusammenhalten! Endlich entschied er:

»Ihr könnt mit uns kommen!

– Es lebe der Gouverneur, hoch!« riefen entzückt die beiden Kinder, welche einen wahren Freudentanz aufführten und ihre Mützen hoch in die Luft schleuderten.

Durch Hartlepool erfuhr der Kaw-djer die kurze Lebensgeschichte der beiden Freunde, seiner jüngsten Bekanntschaft; das wenige, was der Hochbootsmann berichten konnte, war sicher mehr, als die Kinder selbst wußten.

Es waren von ihren Eltern verlassene, ausgesetzte Kinder, welche man eines Abends an einem Grenzstein gefunden hatte. Daß sie am Leben blieben, war eines der Wunder, die sich häufig genug ereignen und wofür die Vernunft vergebens eine Erklärung sucht! Sie lebten also und hatten vom zartesten Alter an ihr Brot verdienen müssen, was ihnen, dank ihrer minimalen Bedürfnisse, durch kleine Handreichungen, leichte Dienstleistungen auch gelang: Botengänge, Schuhputzen, Türöffnen, der

Verkauf von Feldblumen – das waren die wunderbaren Erfindungen der jungen Köpfe, die ihnen wenige Münzen einbrachten; ihre Nahrung fanden sie meistens auf dem Pflaster von San Francisco wie die Sperlinge. Sie wußten nichts voneinander und ihrer traurigen Existenz, bis das Schicksal sie vor etwa sechs Monaten einander gegenüberstellte unter Umständen, die man als »hoch tragisch« bezeichnen würde, wenn die Schauspieler einer anderen Gesellschaftssphäre angehört haben würden.

Dick ging dem Kai entlang, die Hände in den Taschen, die Mütze schief auf dem Kopf und pfiff ein bekanntes Lied zwischen den Zähnen, als er Sand bemerkte, welcher von einem großen, laut bellenden Hund verfolgt wurde, der drohend sein spitzes Gebiß zeigte. Das furchtbar erschrockene Kind weinte laut und hielt, um das Schreckliche nicht zu sehen, seinen Arm vor die Augen.

Dick sprang hinzu und stellte sich zwischen den zitternden Knaben und dessen fürchterlichen Angreifer, sah dem Hund fest in die Augen und erwartete furchtlos das Kommende.

Wurde das Tier durch diese herausfordernde Haltung eingeschüchtert? Jedenfalls wich es langsam zurück und lief dann mit eingezogenem Schweife davon. Ohne sich weiter um den Hund zu bekümmern, wandte sich Dick an den Knaben.

»Wie heißtest du? fragte er mit der Miene eines Beschützers.

– Sand, schluchzte dieser und suchte seiner Tränen Herr zu werden; und du?

– Dick ... Wenn es dir recht ist, wollen wir Freunde sein.«

Sand antwortete nicht mit Worten; er warf sich an die Brust des Helden und so war die unzerstörbare Freundschaft geschlossen.

Hartlepool hatte von weitem diese Szene mit angesehen. Er hatte die Kinder befragt und so ihre traurige Geschichte erfahren. Er hätte Dick gern geholfen, der unerschrockene Junge gefiel ihm, und hatte ihm angeboten, ihn als Schiffsjungen mit sich auf den »Josuah Brener«, einen Dreimaster, zu nehmen, auf dem er gerade eingeschifft war. Aber beim ersten Wort hatte Dick die Bedingung gestellt, daß Sand mit ihm aufgenommen werden müsse. Hartlepool gab nach und von dieser Zeit an hatte er die beiden Unzertrennlichen nicht aus den Augen verloren; sie waren ihm vom »Josuah Brener« auf den »Jonathan« gefolgt. Der Hochbootsmann war ihr Lehrer gewesen und hatte ihnen Lesen und Schreiben beigebracht, das wenige, was er selbst wußte. Aber er hatte sein Interesse, seine Wohltaten an keine Unwürdigen verschwendet. Er war ihres Lobes voll und die Kinder hingen mit leidenschaftlicher Dankbarkeit an ihm. Natürlich hatte jeder seine Fehler; der eine war zornig, empfindlich, streitlustig, immer bereit, Krieg zu führen, wann und wo und mit

wem es auch sei; der andere war schweigsamer, sanfter, bescheidener Natur und etwas schüchtern. Jener war Beschützer, dieser der Beschützte. Aber beide zeigten gleichen Arbeitseifer, gleiches Pflichtbewußtsein und die gleiche Anhänglichkeit an ihren gemeinsamen Freund, den Hochbootsmann Hartlepool.

So waren die beiden neuen Teilnehmer der Expedition beschaffen.

In den ersten Morgenstunden des 28. März wurde aufgebrochen. Man maßte sich nicht an, die ganze Insel Hoste erforschen zu wollen, nur die dem Lagerplatz zunächst liegenden Partien wollte man kennen lernen. Zuerst wurden die Berge überstiegen, welche die Mittelrippe der Halbinsel Hardy bilden, so daß deren Westküste erreicht wurde; entlang dieser wanderte man nach Norden, um auf diese Weise von der entgegengesetzten Uferlinie zum Lager zurückzukehren, wobei natürlich die Südseite der eigentlichen Insel durchquert werden mußte.

Nachdem man eine kurze Strecke weit vorgedrungen war, hatte man bald die Empfindung gewonnen, daß das Land nicht nach dem allerdings abschreckenden Anblick der Unglücksstelle beurteilt werden dürfe, und diese Empfindung verstärkte sich und wurde stets von neuem bestätigt, je weiter man nach Norden wanderte. Wenn die Halbinsel Hardy ihrer ganzen Länge nach bis zu ihrem stachlichten Ausläufer, dem Falschen Kap Hoorn, dem Auge nur unfruchtbare Felsen zeigte, so erschienen dagegen die im Nordwesten des Landes auftauchenden Hügel mit frischem Grün geschmückt.

Zu Füßen dieser bewaldeten Höhen lagerten sich weitgedehnte Prärien, die wieder von Felsenwildnissen abgelöst wurden, deren Oberfläche spärlichen Graswuchs zeigte, während in den tiefen Schluchten das Heidekraut üppig gedieh. Verstreut tauchten auch gelbblütiger Ginster auf und Seeastern mit blauen und violetten Köpfen, über einen Meter hohe Kreuzwurzstauden und eine Unzahl von

Zwerggewächsen: rankender Zytisus, Pfriemengras und winzige Pimpinellen in voller Blüte. Über die Ebene aber lag ein samtweicher Rasenteppich gebreitet von dem frischesten Grün, das Tausenden von Wiederkäuern zur Nahrung hätte dienen können.

Die kleine Gesellschaft der Ausflügler hatte sich – je nach Neigung und freier Wahl – in kleinere Gruppen aufgelöst; Dick und Sand hüpften lustig dazwischen herum und verdreifachten sich die Länge des Weges durch ihre Seitensprünge. Die drei Landleute wechselten wenige Worte, während sie erstaunte Blicke ringsumher schweifen ließen; Harry Rhodes und Halg bildeten die Gesellschaft des Kaw-djer. Dieser war verschlossen, in seine gewohnte Schweigsamkeit versunken, was ihn aber nicht hinderte, für die Familie Rhodes die wärmste Sympathie zu empfinden. Dieses Interesse erstreckte sich auf alle Familienmitglieder, alle gefielen ihm: die ernste, aber gütige Mutter, der achtzehnjährige Edward und die

fünfzehnjährige Clary mit ihren frischen, offenen Gesichtern und der Vater, dessen aufrichtigem, geradem Charakter und offenem, klarem Sinn man unbedingtes Vertrauen schenken mußte.

Die beiden Männer besprachen in freundschaftlicher Weise die naheliegenden Dinge. Harry Rhodes trachtete Einzelheiten über den Magalhães-Archipel zu erfahren und bereicherte seine Kenntnisse durch die Mitteilungen des Kaw-djer, während er diesem Verschiedenes aus dem Leben der einzelnen Auswanderer berichtete, was den Kaw-djer sehr interessierte.

Zunächst erfuhr er, daß Harry Rhodes durch die Schuld anderer mit fünfzig Jahren sein beträchtliches Vermögen verloren hatte und dem Ruine nahe gebracht worden war, wie er dann nach diesem Unglück, das ihn unverdienterweise betroffen, ohne Zögern beschlossen habe, mit Frau und Kindern auszuwandern, um ihnen auf diese Weise, wenn möglich, eine Zukunft zu sichern.

Aus den Schiffspapieren hatte Harry Rhodes in Erfahrung gebracht, daß nach Abrechnung der Toten die Emigranten nach ihrem jeweiligen Stande in folgende Kategorien zerfielen: siebenhundertfünfzig waren Ackerbauer, darunter fünf Japaner; einhundertundvierzehn dieser Leute waren verheiratet und von ihren einhundertundvierzehn Frauen und Kindern begleitet, deren Zahl sich auf zweihundertzweiundsechzig belief, jedoch waren einige derselben schon erwachsen; außerdem wies die Schiffsliste auf: drei Vertreter der freien Künste, fünf ehemalige Rentenbesitzer und einundvierzig Handwerker. Vier andere Handwerker, ein Maurer, ein Tischler, ein Zimmermann und ein Schlosser waren nicht eigentlich den Emigranten zuzuzählen, da sie von der »Gesellschaft für Kolonisation« aufgenommen worden waren, um den Auswanderern bei der Gründung der neuen Ansiedlung von Nutzen zu sein; also zählte man eintausendeinhundertneunundsiebzig Überlebende, dieselbe Zahl, die sich beim Aufruf der einzelnen ergeben hatte.

Nach der Aufzählung der verschiedenen Gruppen schilderte sie Harry Rhodes auch in kurzen Worten. Über die große Menge der Landleute konnte er nur wenig Einzelheiten berichten, da die Beobachtung so vieler Schwierigkeiten bot. Aber er glaubte bemerkt zu haben, daß die Brüder Moore – einer von ihnen hatte sich während der Ausschiffung der Ladung durch seine Roheit auffallend gemacht – jähzornig und gewalttätig waren und daß die Familien Rivière, Gimelli, Gordon und Ivanoff aus braven Leuten zusammengesetzt schienen, welche ruhig ihren Weg gingen und zuverlässig und fleißig bei der Arbeit waren. Der Rest waren – Durchschnittsmenschen, bei denen sich gute Eigenschaften sowie Laster vorfanden, namentlich die Trägheit und der Hang zur Trunksucht war oft zu beobachten; aber außergewöhnliche Vorkommnisse hatten sich nicht ereignet, somit war man eher auf Vermutungen angewiesen; jede Grundlage zu einem sicheren Urteil fehlte noch.

Viel weitschweifiger konnte Harry Rhodes von den übrigen Gruppen berichten. Die vier von der »Gesellschaft« geworbenen Handwerksleute waren ganz ausgezeichnete Kräfte, jeder äußerst tüchtig in seinem Fach.

Man hatte mit ihnen einen glücklichen Griff getan und aus den Besten die Besten gewählt. Ihre Kollegen unter den Auswanderern waren wohl weit davon entfernt, es ihnen gleich zu tun. Der Mehrzahl nach hatten sie gerade kein vertrauenerweckendes Aussehen und schienen mehr in der Schenke als in der Werkstätte heimisch zu sein. Zwei oder drei hatten sogar die richtige Verbrecherphysiognomie, vom ehrlichen Arbeiter war da wohl nur der Name geborgt.

Zu den fünf ehemals Vermögenden gehörten vier der Familie Rhodes an; der fünfte, John Rame, war ein Ritter trauriger Gestalt. Höchstens fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt, hatte er in

einem zügellosen Leben den Becher des Vergnügens geleert, dabei sein Vermögen verloren und war nun, halt- und kraftlos, unnütz zu jeder ernsten Betätigung, unter die Auswanderer gegangen. Und man war wohl berechtigt zu erstaunen, wie dieser Mensch, der so gar nicht gewappnet war für den Kampf mit dem Leben, als letzte Torheit seiner vergeudeten Jugend sich zu den Auswanderern gesellen konnte.

Nun waren noch die drei Künstler, welche ihren Beruf verfehlt hatten. Jeder hatte ein anderes Vaterland: Deutschland der eine, Amerika der andere und Frankreich der dritte. Der Deutsche hieß Fritz Groß. Er war ein unheilbarer Trunkenbold; dem fortgesetzten maßlosen Alkoholgenusse verdankte er ein ekelerregendes Aussehen. Sein ganzer Körper war schwammig aufgedunsen und aus seinem Munde rann unausgesetzt der Speichel herab und beschmutzte seine Kleidung – ein widerlicher Anblick. Das Gesicht war hochrot, der Schädel kahl, die Wangen hingen schlaff herab und seine Zähne waren

in denkbar schlechtestem Zustand. Ein fortwährendes Zittern hielt seine Hände mit den häßlichen, dicken Fingern in Bewegung. Selbst unter diesen wenig verwöhnten Menschen hatte er durch sein mehr als vernachlässigtes Äußeres eine traurige Berühmtheit erlangt. Dieses verkommene Individuum war ein Musiker, Geigenkünstler und zeitweise – ein Genie. Seine Geige allein vermochte es, in manchen lichten Augenblicken sein gegen alle edleren Regungen abgestumpftes Gewissen aufzurütteln. In solchen ruhigen Momenten streichelte er seine Geige, liebkoste sie, behandelte sie mit größter Zärtlichkeit – und war nicht imstande, auch nur einen Ton hervorzubringen, wegen des unausgesetzten, krampfhaften Zitterns seiner Hände. Durch die neuerliche Einwirkung des Alkohols fanden dann seine Bewegungen die altgewohnte Sicherheit wieder, dann brach sich ein Lichtstrahl Bahn in sein umnachtetes Gehirn und in dieser Inspiration entlockte er seinem Instrumente Klänge von wundersamer

Schönheit. Zweimal war Harry Rhodes Zeuge eines solchen Wunders gewesen.

Der Franzose und der Amerikaner sind dem Leser schon bekannt. Ihre Namen waren: Ferdinand Beauval und Lewis Dorick.

Harry Rhodes unterließ es nicht, den Kaw-djer über ihre auf den Weltumsturz hinzielenden Theorien aufzuklären.

»Glauben Sie nicht, meinte er, als er am Schlusse seiner Erklärungen angelangt war, daß es klug und notwendig wäre, sich durch passende Vorsichtsmaßregeln gegen diese beiden Aufwiegler zu schützen? Schon während der Reise haben sie auf die Leute Einfluß genommen.

– Welche Vorsichtsmaßregeln wollen Sie denn in Anwendung bringen? fragte der Kaw-djer.

– Ich würde sie zuerst energisch verwarnen und sie sodann sorgfältig überwachen lassen. Wenn dies sich als ungenügend

erweisen sollte, müßten sie eben außerstande gesetzt werden, weiter zu schaden, indem man sie einsperrt, wenn es nicht anders geht!

- Alle Wetter! rief der Kaw-djer mit leiser Ironie, Sie gehen aber stramm ins Zeug. Und wer darf sich denn das Recht anmaßen, über die Freiheit von Gleichberechtigten nach eigenem Gutdünken zu verfügen?
- Dazu haben alle jene das Recht, welche durch die Umtriebe dieser beiden gefährdet werden.
- Wo sehen Sie – ich sage nicht einmal »Gefahr« – die Möglichkeit einer Gefahr? warf der Kaw-djer ein.
- Wo ich sie sehe? ... In der Aufwiegelung der Leute, dieser armen, ungebildeten Menschen, die ebenso leicht zu täuschen sind wie kleine Kinder und sich hinreißen lassen durch jedes schöne Wort, wenn dieses ihrer augenblicklichen Gedankenrichtung schmeichelt!

- In welcher Absicht werden sie aufgewiegt?
- Man will sie dazu bringen, sich fremdes Eigentum anzueignen.
- Haben denn andere überhaupt ein »Eigentum?« fragte der Kaw-djer spöttisch, das wußte ich nicht. Aber hier, wo nichts zu nehmen ist, ist diese Furcht wohl überflüssig.
- Ich meine die Ladung des »Jonathan«.
- Diese ist Gemeinbesitz, bedeutet das gemeinsame Wohl; jeder weiß, versteht dies und niemand wird sich daran vergreifen.
- Ich wünsche nur, daß die Zukunft Ihre heutigen Worte nicht Lügen strafen möge, sagte Harry Rhodes, welcher durch diesen unerwarteten Widerspruch etwas erregt war. Übrigens glaube ich nicht, daß es sich bei Leuten vom Schrage Doricks und Beauvals um materielle Interessen handelt. Ihnen genügt, den Funken zu entzünden, der dann

zur lodernden Flamme aufschlägt. Ihre Leidenschaft liegt im Beherrschen der Menge; man darf nicht vergessen, es ist ein erhebendes, berauschendes Gefühl, über andere zu gebieten!

– Verflucht sei derjenige, welcher so denkt!
rief da der Kaw-djer mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit. Jedermann, der dem Ziele zustrebt, andere unter seinen Willen zu zwingen, sie zu beherrschen, sollte von Rechts wegen aus der Welt geschafft werden!«

Harry Rhodes blickte den Sprecher in stummem Staunen an. Welch tiefe Leidenschaftlichkeit mußte in diesem Manne schlummern, welcher sich stets eines so maßvollen, ruhigen Gebarens befleißigte!

»Dann muß Beauval aus der Welt geschafft werden, sagte er endlich mit leiser Ironie; denn unter dem Deckmantel des Strebens nach einer die Grenzen der Möglichkeit übersteigenden »Gleichheit« verfolgt er ein

anderes, bestimmtes Ziel: sich als Reformator die Macht zu sichern!

- Das System Beauvals ist reine Kinderei, erwiderte der Kaw-djer mit schneidendem Hohn in der Stimme; eine Art von gesellschaftlicher Organisation, weiter nichts! Welche Organisation man immer betrachten möge, es liegt stets Ungerechtigkeit und Dummheit darinnen!
- Stimmen Sie dann vielleicht den Ideen Lewis Doricks bei? Möchten Sie uns – wie er es predigt – zum wilden Urzustand zurückkehren sehen? Soll es mit der menschlichen Gesellschaft so weit kommen, daß sie zu einem durch Zufälligkeiten geleiteten Zusammenleben verschiedener Individuen ohne alle gegenseitigen Verpflichtungen herabsinkt? Sehen Sie denn nicht, daß alle diese Theorien auf dem bloßen Neide basieren oder durch den Haß eingeflüstert sind?
- Wenn Dorick haßt, ist er ein Narr, sagte der Kaw-djer ernst. Da erscheint ein

Mensch auf der Welt, ohne es verlangt zu haben; er entdeckt eine Unzahl von Wesen, welche ihm ähnlich sind, Schmerzen leiden, sich elend fühlen wie er, mit der Zeit verwelken, vergehen – wie er; und nun haßt dieser Mensch die anderen! Er ist eben ein Narr und Narren kommt man nicht mit Vernunftgründen bei. Aber wenn auch der Verfechter einer Theorie geistig unzurechnungsfähig ist, so folgt daraus durchaus nicht, daß die Theorie selbst schlecht sein muß!

– Und doch muß es Gesetze geben, sie sind unerlässlich, behauptete Harry Rhodes, sobald die Menschen, anstatt einsam umherzuirren, sich um ein gemeinsames Interesse zu scharen beginnen. Richten Sie nur Ihr Augenmerk hieher. Die Menge, welche uns umgibt, ist nicht zu diesem Zwecke besonders ausgewählt worden und unterscheidet sich in nichts von irgendeiner Menschenmenge, die der blinde Zufall zusammengeführt hat. Nun gut! Müssten Sie nicht aus meiner Schilderung der Personen ersehen haben, daß es einzelne gibt, die

sich unmöglich selbst beherrschen können, sei der Grund wie immer gestaltet; und gewiß gibt es deren noch viele, welche ich nicht kenne. Wieviel Unheil könnten diese Geschöpfe verursachen, wenn die Gesetze ihre bösen Instinkte nicht zügelten!

- Durch die Gesetze sind die bösen Neigungen erst zum Leben erweckt worden, erwiderte der Kaw-djer mit vollster Überzeugung. Gäbe es keine Gesetze, so bliebe die Menschheit in Unkenntnis aller Fehler und Verbrechen und jeder einzelne würde herrlich gedeihen und aufblühen in der Freiheit.
- Hm! ... machte Harry Rhodes mit zweifelhafter Miene.
- Gibt es hier Gesetze? Und geht nicht dennoch alles nach Wunsch?
- Wie können Sie denn die hiesigen Verhältnisse als Beispiel aufstellen? warf Harry Rhodes ein. Hier haben wir nur einen Zwischenakt im Drama des Lebens vor uns.

Jedermann weiß, daß die gegenwärtige Situation nur Übergangsstadium ist und nicht so fortbestehen kann.

– Auch wenn sie dauern würde, ginge alles ruhig weiter.

– Ich bezweifle es, sagte Harry Rhodes skeptisch, aber ich gestehe, es wäre mir lieber, wenn ich den Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht nicht erleben würde.«

Da der Kaw-djer keine Antwort darauf gab, wurde schweigend weitergegangen.

Beim Wandern längs der Ostküste mußte man an der Scotchwell-Bai vorüber, deren entzückende Lage trotz der ungenügenden Abendbeleuchtung die Forscher bezauberte. Ihre Bewunderung war ebenso groß wie ihr Staunen. Ein Netz kleiner Wasseradern durchzog die Landschaft, die sich dann in einen Fluß mit klarem Wasser ergossen, der sich von dem Hügel herab ins Tal schlängelte. Üppige Weideplätze zeugten

von der Fruchtbarkeit des Bodens. Auch die Baumflora war auf der Höhe des übrigen luxuriösen Schmuckes. Auf weite Strecken breiteten sich die herrlichsten Waldungen aus, Riesenbäume gruben ihre mächtigen Wurzeln tief in den weichen, aber widerstandsfähigen Boden, aus dem kräftiges Unterholz aufsproßte, das mit zweigtragenden, samtigen Moosarten gemeinsam gedieh. Unter dem Schutze dieses grünen Gewölbes ergötzte sich eine muntere Vogelwelt, mindestens sechs Kolibriarten – die einen nicht größer als Kieselsteine, die anderen wie Fasanen – Drosseln, Amseln, und zahlreiche Vertreter der Wasservögel: Gänse, Enten, Seeraben und Möven, während der Nandu, das Guanako und das Vikunja sich in den Prärien ihres Daseins freuten.

Die Südküste dieser Bucht – der Süden entspricht auf dieser Seite des Äquators der Nordküste der anderen Hemisphäre – war mindestens zwei Meilen von der Stelle entfernt, wo der »Jonathan« gestrandet war. Hier mündete ein zwischen schattigen

Ufern dahintosender Wasserlauf, der sich durch zahlreiche Nebenflüsse verstärkt hatte und in einer kleinen Bai ins Meer ergoß. An seinen Ufern, die ungefähr hundert Fuß voneinander entfernt sein mochten, wäre es leicht gewesen, den Anfang zu einer ständigen Niederlassung zu gründen. Die kleine Bucht, die eine windgeschützte Lage einnahm, konnte einen passenden Ankerplatz abgeben.

Es herrschte schon vollständige Dunkelheit, als man den Lagerplatz erreichte. Der Kaw-djer, Harry Rhodes, Halg und Hartlepool hatten sich eben von ihren Gefährten empfohlen, als durch das Schweigen der Nacht die Töne einer Geige an ihr Ohr drangen.

»Eine Geige, flüsterte der Kaw-djer Harry Rhodes zu; vielleicht spielt dieser Fritz Groß, von dem Sie mir erzählt haben?

– Dann ist er betrunken,« antwortete Harry Rhodes mit voller Bestimmtheit.

Er täuschte sich nicht. Fritz Groß befand sich wirklich im Stadium vollständiger Trunkenheit.

Als man ihn wenige Minuten später bemerkte, da bestätigte sein starrer Blick, sein gerötetes Gesicht, sein geifernder Mund leicht seinen Zustand. Er war unfähig, sich aufrecht zu halten und lehnte an einem Felsen, um sein Gleichgewicht zu bewahren. Aber der Alkohol hatte seinen Genius entzündet. Der Bogen flog über die Saiten, von denen sich die herrlichsten Melodien loslösten. Hunderte der Auswanderer umdrängten ihn. In diesem Augenblitche vergaßen diese Unglücklichen alles; die Ungerechtigkeit des Schicksals, ihr immerwährendes Elend, ihre augenblicklich so traurige Lage, die Zukunft, die allem Anschein nach sich kaum anders als die Vergangenheit gestalten dürfte, und ließen sich auf Schwingen der Musik dahintragen in eine Welt der Träume.

»Die Kunst ist so notwendig wie das Brot, sagte Harry Rhodes zum Kaw-djer, indem er ihm Fritz Groß und seinen atemlos lauschenden Zuhörerkreis zeigte. Welchen Platz hätte dieser Mann im System Beauvals einzunehmen?

– Lassen wir Beauval in Frieden, antwortete der Kaw-djer unmutig.

– So viele arme Wesen leben in Luftschlössern!« sagte Harry Rhodes.

Sie nahmen ihren Weg wieder auf.

»Ich bin sehr beunruhigt, meinte Harry Rhodes nach einigen in Stillschweigen zurückgelegten Schritten; wie war es Fritz Groß möglich, sich den Alkohol zu verschaffen?«

Auch andere außer Fritz Groß hatten sich den berauschen Trank verschafft. Die Ausflügler mußten plötzlich vor einem ausgestreckt über dem Weg liegenden Körper haltmachen.

»Das ist Kennedy, sagte Hartlepool, indem er sich über den Schläfer beugte. Ein Tunichtgut, übrigens der einzige der Schiffsmannschaft, der nicht des Strickes wert ist, um gehängt zu werden.«

Kennedy war voll betrunken. Und viele andere der Emigranten fand man in demselben traurigen Zustand auf, bis zur Bewußtlosigkeit trunken auf der Erde hingestreckt.

»Beim Himmel! sagte Harry Rhodes, man hat die Abwesenheit des Gebieters benutzt, um die Vorräte zu plündern!

- Wer ist hier Gebieter, fragte der Kaw-djer in barschem Tone.
- Sie, natürlich!
- Ich habe nicht mehr zu befehlen als jeder andere, erwiderte der Kaw-djer ungeduldig.
- Möglich, gab Harry Rhodes zu; das hindert aber nicht, daß jedermann Sie dafür

hält.«

Der Kaw-djer wollte eben etwas erwidern, als aus einem der nächstgelegenen Zelte der halberstickte Hilferuf einer Frau an sein Ohr drang.

II. Das erste Gebot

Die Familie Ceroni, aus dem Vater, Lazare, der Mutter, Tullia, und einer Tochter, Graziella, bestehend, stammte aus Piemont. Vor siebzehn Jahren hatten der damals fünfundzwanzigjährige Lazare und die um sechs Jahre jüngere Tullia beschlossen, sich das Elend des Daseins gegenseitig tragen zu helfen. Außer sich selbst, besaß keines der beiden auch nur das Geringste; aber sie hatten sich lieb und in ehrlicher, treuer Liebe liegt eine unschätzbare Kraft, die die Schwierigkeiten des Lebens ertragen, manchmal sogar besiegen hilft.

Unglücklicherweise traf dieser Fall bei dem Ehepaare Ceroni nicht ein. Der Mann war in schlechte Gesellschaft geraten und hatte sich dem Alkoholgenusse ergeben. Es ist ja nicht so leicht, der Versuchung zu widerstehen! Man bedenke, die Unzahl von Schenken, die unter dem Schutze der »Gewerbefreiheit« berechtigt sind, dieses

gefährliche Gift anzupreisen und damit die unglücklichen »Enterbten des Schicksals« anzulocken. In kurzer Zeit war Ceroni der ständigen Trunkenheit verfallen, die sich nach und nach in ihren aufeinanderfolgenden Fortschrittsstadien als Schwermut, Zorn, Grausamkeit und in Wutanfällen äußerte.

Fast täglich gab es fürchterliche Szenen zwischen den Ehegatten, die die ganze Nachbarschaft in Aufregung versetzten. Und Tullia ging den schweren Leidensweg, den vor ihr schon viele Unglückliche ergebnissvoll gewandert waren, den nach ihr noch viele betreten werden; von ihrem Manne verhöhnt, beschimpft, geschlagen, leerte diese Märtyrin den Becher des Leidens bis zur Neige.

Gewiß hätte sie diesen Mann, der kaum noch etwas Menschliches an sich trug und sich selbst ganz zum vernunftlosen Tier erniedrigt hatte, verlassen können, vielleicht sogar sollen. Aber sie tat es nicht! Denn Tullia gehörte zu jenen starken

Frauen, die vor keiner Aufgabe zurückschrecken, den einmal betretenen Pfad der Pflicht nicht feige verlassen und das langsame Martyrium der Fahnenflucht vorziehen. Vom Standpunkt des materiellen Interesses, des greifbaren Vorteiles verdienen solche Naturen unbedingt das Epitheton »absonderlich«, aber sie erzwingen sich auch Bewunderung; sie sind die praktischen Beispiele, an welchen wir die Schönheit des Opfermutes erkennen und lernen können, bis zu welcher moralischen Höhe sich die menschliche Seele in Selbstverleugnung und wahrer Pflichterfassung aufschwingen kann.

In dieser Hölle wuchs Graziella auf. Schon im zartesten Kindesalter sah sie ihren Vater betrunken, ihre Mutter mißhandelt, wohnte den täglichen Streitszenen bei und mußte aus dem Munde Lazares die gemeinsten Schimpfworte anhören. In einem Alter, wo die kleinen Mädchen nur ans Spiel denken sollten, wurde sie in gewaltsamen Kontakt mit der rauen Wirklichkeit des Lebens gebracht und mitgerissen in das

unausgesetzte, herbe Ringen eines jeden Augenblickes.

Mit sechzehn Jahren war Graziella ein sehr ernstes Mädchen, welches die bitteren Erfahrungen frühester Jugend und ein fester, in der Schule des Leidens geformter Wille gegen alle Bitterkeiten des an Enttäuschungen aller Art so reichen Erdenlebens gefeit hatten. Und ein Trost konnte ihr nicht geraubt werden: was immer die Zukunft des Unheilvollen und Grausamen für sie bereithalten möge, niemals würde es an die Schrecken der Vergangenheit heranreichen!

Graziella war von schlanker, schmächtiger Gestalt und hatte dunkle Haare. Das eigentlich Schöne an ihr, der Reiz ihrer Persönlichkeit, lag in ihren Augen und in dem lebhaften, verständigen Gesichtsausdruck.

Die Lebensweise Lazare Ceronis zog ihre natürlichen Konsequenzen nach sich; bald herrschte Mangel im Hause. War es denn

anders möglich? Trinken kostet Geld und während man trinkt, verdient man nichts. Eigentlich hat man da von einem doppelten Verluste zu sprechen. Schrittweise kam man dem Unglücke näher; aus dem Mangel in die Armut, aus dieser ins Elend. Nun wanderte die Familie aus und hoffte unter einem fremden Himmel sorgenfreier, glücklicher leben zu können. So war Ceroni – immer mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen – mit Weib und Kind durch Frankreich gezogen, hatte den Ozean durchquert und war in Amerika gelandet, um schließlich in San Francisco zusammenzubrechen. Die Reise hatte – fünfzehn Jahre gedauert. In San Francisco packte ihn die Verzweiflung; das Elend hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, daß ihm endlich die Augen aufgingen und er sich seines Zerstörungswerkes bewußt wurde. Jetzt hörte er auf die Vorstellungen und Bitten seiner Frau – zum ersten Male in dieser Reihe von Jahren – und versprach, sich zu bessern, ein anderer Mensch zu werden.

Und er hielt Wort. Schon nach sechs Monaten war infolge seines rastlosen Fleißes und seiner streng beobachteten Enthaltsamkeit vom Alkohol ein gewisser Wohlstand in den Haushalt eingekehrt, außerdem hatte er die für ihn ansehnliche Summe von fünfhundert Franken erspart, welche die »Gesellschaft für Kolonisation« von jedem forderte, der sich als Passagier des »Jonathan« für die Delagoa-Bai einschiffen wollte. Tullia hing süßen Träumen nach über die Möglichkeit künftigen Glückes – als der Schiffbruch des »Jonathan« alle ihre schönen Luftschlösser umwarf.

Die notwendige Folge des Unglückes war ein allgemeiner Müßiggang und um die ihm endlos scheinenden Stunden der Untätigkeit schneller vergehen zu machen, hatte sich Lazare an andere Emigranten angeschlossen. Dabei hatten ihn natürlich seine Sympathien zu Gesinnungsgenossen geführt. Alle waren einsteils durch die Langeweile mehr oder weniger entnervt, anderseits hatten sie schon lange nicht mehr

ihrem Lieblingslaster fröhnen können; nun nahmen sie die erste günstige Gelegenheit wahr, die sich ihnen durch die Entfernung des Kaw-djer – den alle, ohne sich über das »Warum« Rechenschaft abzulegen, stillschweigend und einstimmig als Oberhaupt anerkannten – unverhofft darbot. Kaum hatte der Kaw-djer mit seinen Gefährten das Lager verlassen, als sich diese wenig vertrauenerweckende Gesellschaft eines der geretteten Rumfässer aneignete und eine regelrechte Orgie in Szene setzte. Auch Lazare hatte daran teilgenommen, weil er zu feige war, der Überredungskunst der anderen zu widerstehen und weil das wiedererwachte Laster die guten Vorsätze überstimmte. Erst spät in der Nacht kam er mit wankenden Schritten und zerstörtem Denkvermögen in sein Zelt, wo ihn Frau und Tochter weinend erwarteten.

Kaum war er eingetreten, so begann das unausbleibliche Gezanke. Unter dem Vorwand, daß das Essen nicht schon bereit auf dem Tische stehe, geriet er in heftigen

Zorn; als ihm das Mahl gebracht wurde, ärgerten ihn die traurigen Mienen der Frauen, was einen Schwall gemeiner Fluchworte zur Folge hatte; dies regte ihn immer mehr auf, er schrie und brüllte sinnloses Zeug, seiner selbst nicht mehr mächtig.

Graziella stand bewegungslos, wie versteinert da und blickte voll Entsetzen dieses abscheuerregende Geschöpf an, welches sie Vater nennen mußte. Sie schämte sich seiner und das Gefühl der Schmach stritt in ihrer Seele mit der Sorge um die Oberhand.

Tullia aber war ganz vom Schmerze übermannt und weinte herzbrechend. Wieder alle Hoffnungen vernichtet; sie sollte wieder die Hölle auf Erden haben! ... Und schwere Tränen rollten ihr die vergrämten Wangen herab. Mehr brauchte es nicht, um bei Lazare den Sturm völlig zu entfesseln.

»Hör' mit der Heulerei auf!« brüllte er schäumend vor Wut, stürzte sich auf seine Frau und packte sie an der Kehle, während Graziella sich bemühte, die Unglückliche dem todbringenden Griffen zu entreißen.

Ein fürchterliches, schweigendes Ringen! Dann wurde wieder Lazares dröhnende Stimme laut, welcher mit den gemeinsten Schimpfworten um sich warf – und wieder Stille! Weder Graziella noch ihre Mutter riefen um Hilfe. Wenn der Vater seiner Tochter das Dasein zum Martyrium macht, wenn der Gatte seiner Gattin ans Leben geht, so sind dies beschämende, naturwidrige Vorgänge, die das Licht scheuen müssen und die man um jeden Preis vor den Blicken der Welt verstecken muß.

Aber als der Wüterich einen Augenblick seinen Griff am Halse des armen Opfers lockerte, erpreßte der Schmerz Tullia jenen Klagelaut, den der Kaw-djer vernommen hatte. Diese unwillkürliche Schmerzensäußerung trieb die Wut des

Rasenden auf den Höhepunkt. Seine Finger krampften sich noch fester um die Kehle der armen Frau.

Da sauste ein heftiger Faustschlag auf seine Schulter nieder; er mußte seine Beute fahren lassen und rollte in eine Ecke des Zeltes.

»Was gibt's? ... Wer ist da? ... stammelte er.

– Ruhe!« rief eine befehlende Stimme.

Der Trunkene ließ sich das nicht zweimal sagen. Nachdem seine Erregung geschwunden war, verfiel er in einen bleiernen Schlaf.

Der Kaw-djer hatte sich über die besinnungslose Frau gebeugt und trachtete, sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken.

Halg, Rhodes und Hartlepool, welche nach ihm das Zelt betreten hatten, betrachteten die Szene voll Mitleid.

Endlich schlug Tullia die Augen auf. Als sie sich von fremden Gesichtern umgeben sah, begriff sie sogleich, was vorgefallen war. Jetzt hatte sie nur einen Gedanken, ihren Mann zu entschuldigen, dessen Brutalität sich auf so abscheuliche Weise vor fremden Blicken geoffenbart hatte.

»Ich danke Ihnen, meine Herren, sagte sie, indem sie aufzustehen versuchte. Es war nichts ... Ich bin wieder ganz wohl ... Wie töricht war ich, so zu erschrecken!

- Es war wohl genügende Ursache dazu vorhanden, rief der Kaw-djer voll Entrüstung.
- O nein, erwiderte lebhaft Tullia. Lazare ist gewiß nicht böse ... Es war nur ein Scherz.
- Beliebt es ihm öfter in dieser Weise zu scherzen? fragte der Kaw-djer.
- Nie, mein Herr! Niemals! behauptete Tullia. Lazare ist ein guter, braver Mann;

ich könnte mir keinen besseren denken!

– Das ist nicht wahr!« unterbrach sie eine klare, feste Stimme.

Der Kaw-djer und seine Gefährten wandten sich um und erblickten jetzt erst Graziella, welche sie in dem in dem Zelte herrschenden Halbdunkel, das nur durch das fahle, gelbe Licht einer Laterne spärlich erhellt wurde früher nicht bemerkt hatten.

»Wer sind Sie, mein Kind? fragte der Kaw-djer.

– Seine Tochter, antwortete Graziella, indem sie auf den Trunkenen wies, welcher in seinem Winkel laut schnarchte, ohne sich durch den Lärm im Zelte im geringsten stören zu lassen. Ich schäme mich dessen, aber ich muß es sagen, damit man meiner armen Mutter zu Hilfe komme.

– Graziella! stöhnte Tullia und hob beschwörend die Hände auf.

– Alles werde ich sagen, sprach das junge Mädchen mit voller Bestimmtheit. Das erste Mal im Leben begegnen wir Beschützern; ich werde sie nicht fortgehen lassen, ohne ihr Mitleid angerufen zu haben!

– Sprechen Sie nur, mein Kind, sagte der Kaw-djer bewegt, und zählen Sie auf unseren Schutz; wir werden Ihnen helfen und Sie verteidigen.«

Und Graziella, durch den gütigen Ton in seinen Worten ermutigt, erzählte alles. Mit vor Erregung zitternder Stimme schilderte sie das Leben ihrer Mutter, ohne das Geringste zu verbergen; sie sprach von der opferwilligen Zärtlichkeit und Pflichttreue Tullias und wie man ihre Aufopferung vergolten hatte; sie verschwieg auch nicht die häßlichen Auftritte, die sich leider so oft vor ihren Augen abgespielt hatten, wie ihr Vater seine Frau an den Haaren geschleift, sie geschlagen, ihr Fußtritte versetzt hatte. Sie berührte jene Tage des schrecklichsten Elendes, wo sie am Nötigsten darben

mußten und den drückendsten Mangel litten, ohne Kleidung, ohne Feuer, ohne Brot, oft ohne ein schützendes Dach, und sie pries die Langmut ihrer gequälten Mutter, welche all diese furchtbaren Prüfungen mit heroischer Güte und Langmut ohne ein Wort der Klage ertragen hatte.

Tullia weinte leise vor sich hin, während sie der schreckensvollen Erzählung lauschen mußte. Bei jedem Worte ihrer Tochter traten alle erduldeten Leiden aus dem Schatten der Vergangenheit, erwachten zu neuem Leben und marterten aufs neue das arme Dulderherz. Der Wucht dieses Anpralles fühlte sich Tullia nicht mehr gewachsen und es fehlte ihr die Kraft, den grausamen Gatten noch länger zu entschuldigen und zu beschützen.

»Sie haben wohl getan, uns alles zu erzählen, mein Kind, sagte der Kaw-djer mit vor Rührung zitternder Stimme, als Graziella ihren traurigen Bericht beendet hatte. Seien Sie versichert, daß wir Sie

nicht verlassen und Ihrer Mutter helfen werden. Für jetzt ist ihr wohl vollständige Ruhe das Notwendigste. Sie soll trachten, einen erquickenden Schlaf zu tun und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufgeben.«

Als der Kaw-djer, Harry Rhodes und Hartlepool das Zelt verlassen hatten, blickten sie sich einen Augenblick schweigend an. War es denn möglich, daß ein Mensch einen solchen Grad von Bosheit und Schlechtigkeit erreichen konnte! Ein langer, erlösender Atemzug hob ihre sorgenbelastete Brust, dann schritten sie weiter. Jetzt erst fiel es dem Kaw-djer auf, daß die kleine Truppe ein Glied weniger zählte. Halg war nicht mehr mit ihnen.

Nachdem die Vermutung nahe lag, daß der Jüngling im Zelte der Familie Ceroni zurückgeblieben war, kehrte der Kaw-djer dahin zurück und trat nochmals hinein. Halg war wirklich noch anwesend, aber so in Gedanken vertieft, daß er weder das Weggehen seiner Gefährten noch die

Rückkehr des Kaw-djer bemerkte hatte. Er lehnte an der Zeltwand und war in Betrachtung Graziellas versunken; seine Züge drückten gar beredt gleichzeitig inniges Mitleid und unverhohlene Bewunderung aus. Graziella stand mit gesenkten Blicken wenige Schritte von ihm und schien diese stumme Huldigung nicht ungern zu sehen. Die jungen Leute sprachen nicht. Nach der eben überstandenen Aufregung ließen sie ihre Herzen sich leise sanfteren Regungen öffnen.

Der Kaw-djer lächelte.

»Halg!« sagte er halblaut.

Der junge Mann schrak zusammen und ging aus dem Zelt, ohne ein Wort zu sprechen; schweigend setzten die vier Männer ihren Weg fort, jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Der Kaw-djer überdachte mit gefurchter Stirne das eben Gehörte und Gesehene. Den besten Dienst konnte man den beiden

Frauen damit leisten, indem man ihrem Peiniger den Alkohol entzog. War diese Idee ausführbar? Gewiß! und ohne große Schwierigkeit, denn der Alkohol war unbekannt auf der Insel Hoste, außer demjenigen, den der »Jonathan« mitgeführt hatte und der mit der übrigen Ladung auf dem Strande aufgestapelt war. Es würde genügen, eine oder zwei Wachen dabei aufzustellen ... Gut! Aber wer sollte diese Wachen hinbeordern? Wer durfte Befehle erteilen und Vorschriften aufstellen? Wer konnte sich das Recht anmaßen, die Freiheit von seinesgleichen in irgendeiner Weise zu beschränken und seinen Willen dem ihrigen vorzuschreiben? Das hieße, den Herrn spielen wollen, und es gab keinen Herrn auf der Insel Hoste.

Aber das war ja Unsinn! Natürlich existierte ein Herr, ein Gebieter! Wer anders hatte das Recht, Befehle zu erteilen, als derjenige ganz allein, der die anderen vom sicheren Tode errettet hatte, der als einziger das Land genau kannte, der den anderen an Geist, Wissen und Willensfestigkeit

überlegen war. Es wäre ja Feigheit gewesen, sich selbst anlügen zu wollen. Dem Kaw-djer konnte es nicht entgangen sein, wie sich die Blicke dieser hilflosen Menge fragend auf ihn richteten, in seine Hände hatte sie die ausübende Gewalt niedergelegt, in ihm sah sie die Verkörperung der Gesetzgebung, von ihm erwartete sie vertrauensvoll Hilfe, Ratschläge und Entscheidungen. Ob er wollte oder nicht, er konnte sich dem Gefühle der Verantwortung nicht mehr entziehen, mit dem ihn dieses Vertrauen belastete. Ob er wollte oder nicht, er war durch den Stand der Dinge und das schweigende Übereinstimmen der überwiegenden Majorität zum Herrn, zum Gebieter erhoben worden.

Wie kam das? Er, der Freisinnige, der Mann, welcher keinen Zwang erdulden konnte, sollte nun in die Lage kommen, anderen Grenzen zu stecken? Er sollte Gesetze diktieren – obwohl er die Gesetze verwarf und deren Daseinsberechtigung leugnete? Welche Ironie! Den Apostel des

Anarchismus, den begeisterten Verfechter der Freiheit, der die Devise: »Kein Gott, kein Herr!« auf seinem Banner trug – den erhob man zum Herrn! Ihn belastete man mit dieser Autorität, die er aus tiefster Seele haßte und verabscheute in ohnmächtigem Grimme. Sollte er sich zu dem verhaßten Amt hergeben? Wäre es nicht besser, vor diesen mit Sklavenseelen begabten Geschöpfen weit zu entfliehen? ... Aber was würde aus ihnen werden, wenn sie sich selbst überlassen blieben? Er wäre dann nichts anderes als ein feiger Deserteur und sein Gewissen würde mit allen unausbleiblichen Leiden dieser Hilflosen belastet werden. Wenn auch ein jeder unstreitig das Recht hat, Träumen und Idealen nachzuhängen, so wäre doch derjenige unwürdig, den Namen Mensch zu führen, welcher nur den eigenen Ideen lebt und bewußt die Augen schließt vor der rauen Wirklichkeit, dem ihn umgebenden Elend, womöglich dessen Existenz leugnet und sich nicht entschließen könnte, seinen Stolz zum Opfer zu bringen, wenn es sich darum handelt, der leidenden,

hilfsbedürftigen Menschheit zu Hilfe zu kommen. Wie unerschütterlich auch manche Grundsätze scheinen, sie müssen fallen gelassen werden, sobald es das Wohl des Nächsten erfordert. Keine Folgerung kann klarer und deutlicher sein. Hatte man nicht am Abend viele Fälle von Trunkenheit zu konstatieren gehabt – ohne der anderen zu gedenken, die im Stillen dem Laster gefröhnt hatten, die man nicht zählen konnte? Durfte ein solcher Mißbrauch des Alkohols in dieser friedlichen Menge geduldet werden, auf die Gefahr hin, dadurch Zank und Streit, vielleicht Aufruhr und Mord großzuzüchten?

Hatten sich die Folgen des Giftgenusses nicht schon fühlbar gemacht? Welche Verheerungen konnte man in der Familie Ceroni beobachten!

Man näherte sich dem Zelte, das die Familie Rhodes bewohnte und wollte sich eben trennen, als der Kaw-djer zögernd stehen blieb. Aber feige war er nicht. Gewillt, die ganze Last der Verantwortung

auf seine Schultern zu nehmen, so schwer es ihm auch fallen mochte, war sein Entschluß gefaßt. Er wandte sich an Hartlepool.

»Sind Sie der Verläßlichkeit und Treue der Besatzung des »Jonathan« sicher? fragte er.

– Mit Ausnahme Kennedys und Sirdeys, des Kochs, sind alle verläßlich; ich bürg für sie, sagte Hartlepool.

– Über wieviel Mann verfügen Sie?

– Über fünfzehn, mich mitgerechnet.

– Die vierzehn anderen gehorchen Ihnen unbedingt?

– Unbedingt.

– Und Sie selbst?

– Ich? ...

– Ist jemand auf der Insel, dessen Autorität Sie anerkennen? dem Sie sich fügen

wollten?

- Aber ... Ihnen doch, Herr ... natürlich! antwortete Hartlepool, dem dies ganz selbstverständlich vorkam.
- Warum mir?
- Aber, Herr, ... – Hartlepool wurde ganz betreten – schließlich brauchen doch die Leute, hier wie anderswo, ein Oberhaupt, einen Anführer. Das versteht sich doch von selbst!
- Und warum soll ich gerade dieser Anführer sein?
- Weil kein anderer hier zu befehlen hat, sagte Hartlepool überzeugungsvoll, indem er seine Worte mit einer entsprechenden Handbewegung begleitete.

Die Antwort konnte nicht kategorischer gedacht werden. Jede Entgegnung schien überflüssig.

Noch eine kurze Weile stand der Kaw-djer schweigend da, dann sagte er mit fester Stimme:

»Von heute Abend an werden Sie die ausgeschifften Vorräte des »Jonathan« scharf bewachen lassen. Je zwei Mann der Besatzung, welche in regelmäßigen Zwischenräumen abgelöst werden müssen, sollen die Wache übernehmen, niemanden herannahen lassen und die Fässer mit Alkohol besonders im Auge behalten.

- Gut, Herr, erwiderte einfach Hartlepool, in fünf Minuten wird der Befehl ausgeführt sein.
- Gute Nacht!« sagte der Kaw-djer und entfernte sich mit hastigen Schritten, unzufrieden mit dem Lauf der Dinge und dem eigenen Ich.

III. In der Scotchwell-Bai

Die Wel-kiej kam erst am 15. April von Punta-Arenas zurück. Kaum hatten die Emigranten ihr Nahen bemerkt, als sie sich – begierig, ihr Schicksal kennen zu lernen – in dichten Gruppen um jene Stelle des Ufers scharten, wohin das Schiff seinen Kurs gerichtet hielt.

Die Verteilung der Gruppen am Strande war nach jenen unwandelbaren Gesetzen erfolgt, die alle größeren Menschenansammlungen auf unserem unvollkommenen Planeten leiten: die Stärkeren hatten sich vorgedrängt und die besten Plätze eingenommen. Die Frauen wurden in die hintersten Reihen zurückgestoßen, was sie jedoch nicht abhielt, obwohl sie weder sehen noch hören konnten, ihre Meinungen und Ansichten auszutauschen über die Nachrichten, welche die Schaluppe mitbringen mußte –

ein ebenso unzeitgemäßes als lärmendes Vorgehen!

Im Vordergrund standen die Männer in geringer Entfernung vom Ufer, die im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Stärke und Brutalität stand. Die Kinder, welche überall und bei jeder Gelegenheit Zeit und Lust zum Spielen finden, waren über den ganzen Platz hin verstreut. Die kleinsten piepten wie die Sperlinge und umkreisten hüpfend die verschiedenen Gruppen. Andere verloren sich mitten in der Menge und konnten weder vor- noch rückwärts kommen, andere endlich waren geschickt genug gewesen, sich bis in die vordersten Reihen durchzudrängen und steckten ihre frischen Gesichter neugierig zwischen den Beinen der Männer hervor.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Dick der letztgenannten Kategorie der Kühnen angehörte, und nicht nur zu seinem persönlichen Vorteil hatte er alle Hindernisse überwunden, er verhalf auch seinem unzertrennlichen Sand und einem

anderen Knaben, mit welchem die beiden Schiffsjungen seit acht Tagen einen unauflöslichen Freundschaftsbund geschlossen hatten, zu guten Plätzen. Dieses Kind, Marcel Norely, hatte das größte Anrecht auf ihre Zuneigung und Unterstützung, denn er war ihres Schutzes bedürftig. Es war ein schwächliches Kind, welches den Ausdruck des Leidens im Gesicht trug, außerdem ein Krüppel: sein rechtes Bein war infolge einer Lähmung im Wachstum zurückgeblieben und um einige Zentimeter kürzer als das linke. Dieses Gebrechen trübte jedoch nicht im mindesten die gute Laune des kleinen Marcel, noch beeinträchtigte es seine Lust an kindlichen Spielen, an denen er sich mit demselben Eifer beteiligte wie die anderen, gesunden Knaben. Er bediente sich stets einer Krücke, die er mit großer Geschicklichkeit handhabte.

Während nun die Emigranten in großer Aufregung dem Ufer zustrebten, war Dick und sein Gefolge, Sand und Marcel, unter den Erstangekommenen, denen er kaum bis

zum Gürtel reichte; trotzdem war es ihm gelungen, sich sogar vor die Männer hinauszuschieben. Unglücklicherweise konnte diese Heldentat nicht ohne verschiedene Püffe und Stöße ausgeführt werden, welche die Umstehenden übel vermerkten, und der Zufall wollte, daß einer derselben Fred Moore war, der ältere der beiden Brüder, welche – wie Harry Rhodes dem Kaw-djer erzählt hatte – sich durch ihr heftiges, zänkisches Wesen auszeichneten.

Fred Moore, ein stark gebauter Mann von fast sechs Fuß Körperhöhe, stieß einen kräftigen Fluch aus, als er sich an den Beinen gestoßen fühlte. Das genügte, um die Spottlust Dicks wachzurufen. Er wandte sich an Sand und Marcel, welche seinem Beispiel folgten und auch wacker vordrängten.

»Achtung! sagte er, warum, zum Kuckuck, stoßt ihr denn diesen Herrn so? Zu welchem Zwecke denn? Wir stellen uns

einfach hinter ihn und können prächtig über seinen Kopf hinwegschauen.«

Diese Anmaßung – in Anbetracht der winzigen Gestalt des Redners – war so übertrieben, daß die Umstehenden laut lachten, was Fred Moores Laune gerade nicht verbesserte. Das Blut stieg ihm zu Kopfe.

»Mücke! sagte er verachtungsvoll.

– Vielen Dank für dieses Kompliment, Euer Gnaden, obwohl Sie es englisch ziemlich schlecht aussprechen. Sie müssen »reizend« sagen, spottete Dick, welcher sich die Konsonantenähnlichkeit in den Wörtern »gnat« (Mücke) und » natty« (reizend) zunutze machte.«

Fred Moore wollte über ihn kommen, aber seine Nachbarn hielten ihn zurück und rieten ihm, die Kinder in Ruhe zu lassen. Dick benützte die Gelegenheit, sich mit seinen beiden Freunden rasch zu entfernen und stellte sich vor andere Auswanderer,

welche friedlicherer Natur waren und die Kinder ruhig gewähren ließen.

»Warte nur, mein Junge, knurrte Fred Moore, welcher zur Unbeweglichkeit gezwungen war, das bleibt dir nicht geschenkt! Ich werde dich schon noch an den Ohren ziehen!«

Dick, welcher sich jetzt in Sicherheit fühlte, maß seinen Gegner mit nicht gerade achtungsvollen Blicken.

»Dazu brauche ich erst eine Leiter, Kamerad,« sagte er mit seiner großartigsten Miene, und hatte wieder die Lacher auf seiner Seite.

Fred Moore begnügte sich, spöttisch die Achseln zu zucken, und Dick, welcher zufrieden war, im Streite das letzte Wort behalten zu haben, kümmerte sich nicht weiter um ihn und wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Schaluppe zu, deren Kiel sich eben knirschend in den Sand des Ufers bohrte.

Kaum hielt die Wel-kiej, als Karroly ins Wasser sprang, um sie fest zu verankern, dann half er seinem Gefährten ans Land und entfernte sich mit Halg und dem Kaw-djer, ganz beglückt, sie nach der langen Abwesenheit wiederzusehen.

Wenn die Annahme wahr ist, daß die freundschaftlichen Gefühle bei den Feuerlands-Insulanern wenig entwickelt sind, dann bildete eben Karroly eine Ausnahme von der Regel, das bewiesen deutlich die liebevollen Blicke, die er über den Kaw-djer und Halg gleiten ließ. Für den ersten war er eben der treue, opferwillige Hund, an den sein Äußeres erinnerte.

Seine blinde Ergebenheit fand nur ihresgleichen in den Gefühlen Halgs für den Kaw-djer, aber bei dem jungen Mann waren sie lebhafter und bewußter. Wenn Karroly der natürliche Vater Halgs war, so war der Kaw-djer sein geistiger Urheber. Dem einen dankte er sein Leben, dem anderen seine Verstandes- und

Gemütsbildung, die Lehren des geheimnisvollen Einsiedlers hatten ihn geformt und erzogen, in ihm Gefühle und Ideen wachgerufen, die den enterbten Eingeborenen des Archipels gänzlich unbekannt waren.

Die Liebe, die er dem Kaw-djer entgegenbrachte, wurde ihm von seiten des letzteren reichlich vergolten. Halg war das einzige Wesen, das imstande war, dem vom Leben enttäuschten Manne wirkliches Interesse einzuflößen; die Liebe, die ihn zu dem Knaben zog, war die einzige, deren er fähig war; sonst pflegte er nur einen allumfassenden, unpersönlichen Altruismus, zwar bewunderungswürdig in der Größe seiner Auffassung, aber eher für das unendliche Herz eines Gottes, als für die kleine Menschenseele gemacht. Es ist wohl diesem Grunde zuzuschreiben, daß man zwar dunkel, aber instinktiv dieses Mißverhältnis fühlt und daß eine derartige Empfindung trotz ihrer erhabenen Schönheit die Menschen eher erstaunt als begeistert und sie ihnen fast unnatürlich

erscheinen läßt, weil sie zu hoch über ihrem Fassungsvermögen steht. Vielleicht urteilen sie nach der Armut ihres eigenen Herzens und finden, daß bei einer unter so viele sich teilenden Liebe der Anteil des einzelnen zu klein ausfällt, so daß sie vorziehen, sich rückhaltslos wenigen Auserwählten zu geben.

Während die drei durch langjährige innige Freundschaft so fest verbundenen Menschen die Einzelheiten der Reise besprachen und sich voll und ganz der Freude des Wiedersehens hingaben, umdrängten die Auswanderer den zurückgekehrten Germain Rivière, um den Erfolg seiner Mission zu erfahren. Die verschiedensten Fragen wurden gestellt, hastig und in wildem Durcheinander, alle ließen sich aber auf die eine zurückführen: warum war die Schaluppe allein zurückgekommen und warum bemerkte man nicht anstatt ihrer ein großes Schiff, das alle hätte an Bord nehmen und in die Heimat bringen können?

Germain Rivière gebot mit der Hand Stillschweigen. Nachdem sich der Tumult gelegt hatte, beantwortete er die klar und deutlich gestellten Fragen Harry Rhodes und berichtete über seinen Aufenthalt in Punta-Arenas. Er hatte den Gouverneur, Herrn Aguire, gesehen, welcher im Namen der chilenischen Regierung den Opfern der Katastrophe Beistand verheißen hatte. Aber nachdem kein Schiff von genügendem Tonnengehalt, um alle Reisenden aufzunehmen, in Punta-Arenas stationierte, mußten sich diese in Geduld fassen. Die gegenwärtige Situation war ja durchaus nicht beunruhigend. Nachdem alles Material in bestem Zustand und Lebensmittel auf achtzehn Monate vorhanden waren, konnte man ohne Besorgnis ruhig zuwarten.

Es war nicht zu verheimlichen, daß die Wartezeit eine lange sein würde. Der Herbst hatte kaum begonnen und es wäre unklug gewesen, ohne die zwingendste Notwendigkeit um diese Jahreszeit ein Schiff den Gefahren dieser Breiten

auszusetzen. Man handelte im beiderseitigen Interesse, wenn die Reise aufs Frühjahr verschoben wurde. In den ersten Tagen des Oktober, also in sechs Monaten, sollte ein Schiff nach der Insel Hoste entsendet werden. Die Kunde verbreitete sich rasch von Mund zu Mund von der ersten bis zur letzten Reihe der Umstehenden. Sie hatte bei den Schiffbrüchigen die Wirkung eines lähmenden Schreckens. Man war verurteilt, sechs lange Monate in vollkommener Untätigkeit in dieser Einöde zu verbringen! Man konnte hier ja nichts unternehmen, denn nachdem man die Schrecken des Winters überdauert, mußte die Insel mit dem Beginn des Frühjahres verlassen werden. Die früher so lärmende Menge war totenstill geworden. Man wechselte betrübte Blicke, dann wich das starre Staunen lautem Zornausbrüchen. Schmähworte wurden gegen den Gouverneur von Punta-Arenas geschleudert. Aber auch der Zorn legte sich wieder, nachdem er sich in heftigen Worten Luft gemacht hatte, und die Leute wollten

eben traurig und niedergeschlagen ihre Zelte wieder aufsuchen, als sie unterwegs von einer sich eben bildenden Gruppe von Menschen aufgehalten wurden; ganz mechanisch blieben sie auch stehen, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, daß sie sich den von dem Großteil der Gesellschaft gemiedenen Elementen anschlossen und zu unfreiwilligen Zuhörern Ferdinand Beauvals erniedrigten.

Dieser hatte die Gelegenheit für günstig erachtet, eine längere Rede vom Stapel zu lassen und sprach von der Höhe eines zur Rednerbühne verwandelten Felsens auf seine Anhänger ein. Beauval verdammt aufs neue die Kapitalsherrschaft im allgemeinen und den Gouverneur von Punta-Arenas im besonderen, welcher, nach des Redners Ansicht – das natürliche Ergebnis der ersteren war. Er hob mit Aufbietung aller Beredsamkeit den Egoismus dieses Beamten hervor, welcher, aller humanen Gefühle bar, die große Zahl der vom Unglück so schwer Betroffenen hilflos im Stiche ließ, unbekannten

Gefahren und dem sicheren Elende
preisgab.

Die Emigranten lauschten nur mit geteilter Aufmerksamkeit den Redeblüten Beauvals. Es war doch nur zwecklose Wortspielerei. Wenn auch noch so schöne Worte fielen, so wurde ihre Lage dadurch nicht verbessert, ihre Angelegenheit in keiner Weise verändert. Werktätige Hilfe war hier am Platze, nicht leere Worte. Aber wie geholfen werden konnte – das wußte niemand zu sagen. Angestrengt grübelten sie über die Lösung des schwierigen Problems nach, mit sorgenvoll gesenkten Blicken und bekümmerten Mienen, ohne alle Zukunftsfreudigkeit und Lebenslust.

Da brach sich plötzlich ein Gedanke in diesen verwirrten Köpfen Licht. Derjenige, welcher ihnen schon aus so mancher bösen Lage geholfen hatte, würde sicher auch hier einen Ausweg vorzuschlagen wissen, sobald ihm die Sachlage bekanntgemacht worden wäre. Schüchtern fragende Blicke richteten sich nach dem Kaw-djer, auf

welchen gerade Harry Rhodes und Germain Rivière zutraten. Nachdem nicht jeder einzelne einer Menge von eintausendzweihundert Seelen für sich allein einen Entschluß fassen konnte, so war es am besten, alles dem Kaw-djer zu überlassen, seiner Erfahrung, seiner Uneigennützigkeit zu vertrauen; ein solches Vorgehen hatte überdies den unleugbaren Vorteil, die anderen aller Sorge, alles Nachdenkens und aller Verantwortung zu entheben.

Mit diesen Gedanken beruhigten sich die Emigranten über ihre Zukunft und Ferdinand Beauval sah sich in kurzer Zeit von seinen Zuhörern verlassen, mit Ausnahme der wenige Köpfe zählenden kleinen Gruppe seiner erklärten Anhänger.

Harry Rhodes, von Germain Rivière begleitet, gesellte sich zu den zwei Feuerländern und dem Kaw-djer, erzählte ihm den Verlauf der Reise, die Antwort des Gouverneurs von Punta-Arenas, und sprach mit ihm von den Befürchtungen der

Emigranten, welche angsterfüllt dem kommenden Winter und seinen ungekannten Schrecken in dieser antarktischen Zone entgegengesahen.

Über den letzten Punkt konnte der Kaw-djer den Sprecher gleich beruhigen. Der Winter ist auf dem ganzen Magalhæs-Archipel weniger kalt und von kürzerer Dauer als zum Beispiel in Island, Kanada und den nördlichen Staaten der amerikanischen Union und das Klima ist mindestens ebenso günstig als in Südafrika, wohin der »Jonathan« die Leute hätte bringen sollen.

»Ich höre Ihren Ausspruch mit Vergnügen, sagte Harry Rhodes, bin aber nun einmal etwas skeptisch veranlagt. Wäre es nicht auf jeden Fall vorzuziehen, den Winter auf dem Feuerland zuzubringen, vielleicht sind dort doch ein wenig günstigere Verhältnisse und Lebensbedingungen anzutreffen als auf der Insel Hoste, wo wir bis jetzt auch nicht eine lebende Seele begegnet haben.

– Nein, sagte der Kaw-djer. Es hätte gar keinen Zweck, auf die Feuerlandinsel überzusiedeln und würde im Gegenteil zu den größten Unannehmlichkeiten führen, weil man ja alles Material zurücklassen müßte. Die Leute müssen auf der Insel Hoste bleiben, aber sofort den jetzigen Lagerplatz verlassen.

– Wohin sollen sie ziehen?

– An die Scotchwell-Bai, die wir auf unserer Entdeckungsreise umkreist haben. Dort finden wir mühelos eine passende, wohlgeborgene Stelle, an der wir die aus dem »Jonathan« geretteten zerlegbaren Häuser aufrichten können. Hier findet sich ja auch nicht das kleinste Stück flaches Land.

– Wie, rief Harry Rhodes, Sie raten uns, all diese schweren Geräte zwei Meilen weit zu transportieren und dort eine richtige Niederlassung zu gründen?

– Es ist absolut notwendig, bestätigte der Kaw-djer. Außerdem daß die Lage der Scotchwell-Bai ausgezeichnet ist, nicht besser gedacht werden könnte, sowohl vor den West- als auch den Südstürmen vollkommen geschützt ist, bietet der Fluß, der dort ins Meer mündet, das herrlichste Trinkwasser in Fülle. Und die Fertigstellung einer sicheren, geschützten Unterkunft ist nicht nur notwendig, sondern dringend. Die größte Gefahr dieser Gegend ist die Feuchtigkeit. Gegen sie müssen wir uns vor allen Dingen schützen. Ich füge nur noch hinzu, daß wir durchaus keine Zeit mehr zu verlieren haben, denn der Winter kann heute oder morgen seinen Einzug halten.

– Sie müssen dies alles unseren Reisegefährten selbst sagen, schlug Harry Rhodes vor. Die Leute werden alles besser verstehen und einsehen, wenn Sie zu ihnen sprechen.

– Ich ziehe vor, Sie würden es den Leuten nahelegen, erwiderte der Kaw-djer. Aber

selbstverständlich bleibe ich hier, stets bereit, zu raten und zu helfen; im Bedarfsfalle bitte ich über mich zu verfügen.«

Harry Rhodes teilte dieses Gespräch den Emigranten umgehend mit. Zu seinem Staunen nahmen dieselben die Nachricht nicht unfreundlich entgegen. Die Enttäuschung, die ihnen aus Punta-Arenas geworden war, hatte sie tief entmutigt und so waren sie jetzt ganz beglückt, eine bestimmte Beschäftigung zu finden, die nutzbringend für ihre Zukunft werden sollte, wie man ihnen von glaubwürdiger Seite versichert hatte. Der unbesiegbare Hoffnungsschimmer, der bis zum Tode in jedem Menschenherzen schlummert, waltete auch in diesem Falle seines Amtes. Auch eine andere Veränderung würde von den Emigranten in gleicher Weise freudig begrüßt worden sein. Man freute sich schon auf die Übersiedlung an die Scotchwell-Bai; jeder hoffte dort sein Glück zu begründen.

Aber wie und wo anfangen?! Wie diese schweren Lasten zwei Meilen weit fortschaffen auf einer felsigen Strecke, auf der auch nicht die Spur eines Weges existierte. Harry Rhodes leistete dem allgemeinen Ansuchen Folge und begab sich neuerdings zum Kaw-djer mit der Bitte, den Transport, dessen Notwendigkeit er dargelegt hatte, auch organisieren zu helfen.

Wie vorauszusehen, machte er nicht die geringste Schwierigkeit, sondern fügte sich bereitwilligst den Wünschen der Emigranten und nach seiner Angabe ging man unverzüglich ans Werk.

Zunächst waren einige Vorbereitungsarbeiten unbedingt geboten; man begann an jenen Stellen, die vom höchsten Wasserstand nicht mehr erreicht werden konnten, eine Art Weg zu schaffen, indem man allzugroße Unebenheiten des Bodens nach Möglichkeit mit Steinen ausfüllte und an anderen Stellen wieder die leichter zu bewältigenden Felsstücke

fortschaffte. Am 20. April konnten diese notwendigen Vorarbeiten als beendet angesehen werden und nun wurde der eigentliche Transport in Angriff genommen. Man bediente sich dazu jener improvisierten Bretterböden, die schon bei der Ausschiffung der Ladung des »Jonathan« so gute Dienste geleistet hatten. Sie wurden verkleinert und mit Rädern einfacher Konstruktion versehen, die aus Baumstämmen sorgsam zurechtgehauen worden waren. Bald war man im Besitze einer nicht unbeträchtlichen Anzahl solcher primitiver Fahrgelegenheiten, vor die sich die Emigranten, Männer, Frauen und Kinder, spannten, und nun entwickelte sich ein langer Zug von schwerbeladenen Wagen, der sich Schlangen gleich längs der Küste zwischen den Felsen und dem Meere dahinzog. Das Schauspiel war interessant und entbeherte nicht des malerischen Effektes. Wie viele schwere Seufzer mochten die Beschwerden dieses Weges den mehr als zwölfhundert schwer arbeitenden menschlichen Lungen erpreßt haben!

Die Schaluppe erwies sich als ein Hilfsmittel von unschätzbarem Werte. Sie wurde mit den schwersten und gebrechlichsten Gegenständen beladen und war unter der Führung Karrolys und seines Sohnes unausgesetzt unter Segel zwischen der Unglücksstelle und der Scotchwell-Bai. Dank ihrer tatkräftigen Unterstützung wurden die Mühen des Transportes erleichtert und deren Dauer gekürzt.

Und dieser Punkt fiel ganz bedeutend in die Wagschale, denn man hatte allen Grund, sich zu beeilen. Der Winter nahte mit Riesenschritten und sandte einstweilen seine Vorboten, vor denen man sich in die bis zur letzten Stunde am Strande zurückgelassenen Zelte flüchten mußte, was einen Stillstand der Arbeit bedingte.

Der Kaw-djer begnügte sich aber nicht damit, den Leuten Mut zuzusprechen und ihnen gute Ratschläge zu erteilen, er legte selbst überall tüchtig Hand an und lehrte durch sein Beispiel. Er war niemals untätig. Unaufhörlich ging er den Weg auf und ab,

auf dem sich der Zug bewegte, und war immer im richtigen Augenblicke anwesend, um zu raten und zu helfen, wenn sich irgendwelche Schwierigkeiten ergaben. Die Emigranten aber blickten mit unverhohlener Bewunderung zu diesem unermüdlichen Manne empor, welcher freiwillig ihre Mühen und schweren Arbeiten teilte, obwohl ihn nichts abgehalten hätte, dahin zurückzusegeln, woher er gekommen war.

Aber daran hatte der Kaw-djer nicht einen Augenblick lang gedacht. Jetzt widmete er sich voll und ganz der Aufgabe, die ein Zufallsspiel ihm zugewiesen hatte und die all sein Denken erfüllte. Er war innerlich zufrieden, daß er dieser ratlosen Menge von Unglücklichen von Nutzen sein konnte; ihr Elend war ja für sie der beste Empfehlungsbrief beim Kaw-djer, dessen Herz für alle Bedürftigen warm schlug.

Aber nicht alle standen auf gleicher moralischer Höhe wie der Kaw-djer; andere hegten Fluchtpläne und trugen sich mit dem

Gedanken, bei passender Gelegenheit zu entweichen. Es mochte ja nicht allzu schwer sein, sich der Schaluppe zu bemächtigen, die Segel zu hissen und einen günstigeren Landstrich aufzusuchen. Eine Verfolgung war nicht zu befürchten, nachdem die Emigranten über kein zweites Fahrzeug verfügten. Alles schien so einfach, daß man sich nur wundern konnte, daß niemand bisher diese Gedanken in die Tat umgesetzt hatte.

Wahrscheinlich lag der Grund darin, daß die Wel-kiej niemals unbeaufsichtigt blieb; tagsüber war sie Transportschiff unter Karrolys und Halgs Führung und des Nachts diente sie den beiden Indianern und dem Kaw-djer zur Schlafstätte. Diejenigen, welche an ein Entweichen dachten, mußten eine günstige Gelegenheit abwarten.

Diese langersehnte Gelegenheit ergab sich endlich am 10. Mai.

Als der Kaw-djer an diesem Tage eben von der Scotchwell-Bai zurückgekommen war,

bemerkte er, wie die beiden Feuerländer am
Strande unter heftigen Gebärden erregt
miteinander sprachen, während die Wel-kiej
in einer Entfernung von mehr als
dreihundert Metern mit vollen Segeln ins
offene Meer hinaussteuerte. An Bord
unterschied man vier Männer, jedoch war
die Entfernung zu groß, als daß man ihre
Gesichtszüge hätte erkennen können.
Wenige rasch gewechselte Worte klärten
den Kaw-djer über den Sachverhalt auf.
Man hatte eine kurze Abwesenheit Karrolys
und seines Sohnes benutzt, um sich der
Schaluppe zu bemächtigen. Als die beiden
den Raub bemerkt hatten, war es zu spät,
um einzuschreiten.

Die Emigranten, welche nach und nach von
ihrem neuen Lagerplatz zurückkamen,
versammelten sich in stets wachsender
Anzahl um den Kaw-djer und seine zwei
Genossen. Ihrer Ohnmacht und
Wehrlosigkeit bewußt, blickten sie
schweigend der Schaluppe nach, die von
einer leichten Brise anmutig geschaukelt
wurde. Das war ein neuerliches, ernstes

Mißgeschick für die Schiffbrüchigen, welche eine kostbare Arbeitskraft für ihren gegenwärtigen Transport verloren und gleichzeitig der einzigen Möglichkeit beraubt wurden, sich mit der übrigen Welt in Verbindung zu setzen. Aber für die Eigentümer der Wel-kiej war das kein bloßes Mißgeschick, sondern ein ausgesprochenes Unglück!

Trotzdem verriet kein Zug im Gesichte des Kaw-djer, wie sehr der Zorn über diese gemeine Handlungsweise in seinem Inneren kochte. Mit undurchdringlicher, kalter, gleichmütiger Miene verfolgte er das sich entfernende Schiff, bis es hinter einem Felsenvorsprung der Küste verschwunden war. Dann wandte er sich zu den Umstehenden:

»Zur Arbeit!« sagte er ruhig.

Jeder nahm seine Beschäftigung mit neuem Eifer auf. Der Verlust der Schaluppe gebot eine vermehrte Eile, wenn man fertig werden wollte, ehe der Winter sein strenges

Regiment antreten würde. Man mußte sich noch glücklich schätzen, daß der freche Diebstahl nicht in den ersten Tagen des Umzuges erfolgt war. Dann hätte man unmöglich rechtzeitig fertig werden können. Glücklicherweise war alles jetzt, am 10. Mai, fast beendet und mit ein wenig Mut und Ausdauer war wohl auch das letzte noch zu bewältigen.

Die Emigranten staunten den Kaw-djer ob seiner gleichmäßigen Heiterkeit an. Nichts hatte sich an seinem Wesen geändert, stets trug er die gewohnte Güte zur Schau, wie immer war er in seiner aufopferungsvollen Weise tätig. Sein Ansehen wuchs zusehends.

Ein Vorfall, der sich gleichfalls an diesem denkwürdigen 10. Mai ereignete, gewann ihm vollends alle Herzen.

Er half gerade einen mit Samensäcken schwer bepackten Wagen ziehen, als laute Schmerzensrufe an sein Ohr drangen. Rasch eilte er der Stelle zu, von der diese

Laute kamen und fand dort einen etwa zehnjährigen Knaben, welcher auf der Erde lag und kläglich stöhnte. Auf seine Fragen erzählte das Kind, es sei von einem Felsen herabgefallen, könne nicht mehr aufstehen und empfinde heftige Schmerzen im rechten Bein.

Natürlich hatten sich sofort eine Anzahl Auswanderer um den Kaw-djer versammelt und tauschte ihre unmaßgeblichen Meinungen aus; die Eltern des gestürzten Kindes fanden sich auch ein und ihre lauten Klagen vermehrten die allgemeine Verwirrung. Mit lauter Stimme gebot der Kaw-djer Ruhe und untersuchte den kleinen Verwundeten. Die Emigranten sahen ihm aufmerksam und schweigend zu und bewunderten seine ruhige Sicherheit und die Geschicklichkeit seiner Bewegungen. Die Diagnose war nicht schwer zu stellen; sie lautete auf einen leichten Schenkelbruch, den er rasch und geschickt einrichtete. Das gebrochene Glied wurde nun mit Leinwandstreifen umwickelt und dann zwischen aus Holzstäben verfertigte

Schienen gelegt, die es zur Unbeweglichkeit verurteilten. Darauf wurde das Kind auf einer rasch hergestellten Tragbahre zur Scotchwell-Bai gebracht.

Während der Kaw-djer alles überwachte, beruhigte er die untröstlichen Eltern. Der Bruch sei ganz ungefährlich; der Vorfall würde keine bösen Folgen haben und in zwei Monaten würde das Kind heil und gesund sein, ohne jede Spur des Geschehenen. Nach und nach faßten der Vater und die Mutter neue Hoffnung und waren ganz getröstet, als ihr Sohn, nachdem der Verband fertiggestellt war, erklärte, daß er keine Schmerzen mehr empfinde.

Die Kunde dieses Ereignisses fand rasche Verbreitung und die Folge war, daß dem Kaw-djer mit noch größerer Ehrfurcht begegnet wurde als bisher. Er war zweifellos der gute Genius der Schiffbrüchigen. Seine Wohltaten waren nicht mehr zu zählen. Immer mehr nahm man die Gewohnheit an, alles auf seine

Schultern zu wälzen, alles ihm zu überlassen und immer mehr fühlten diese ungehobelten und kindlich einfältig angelegten Wesen die beruhigende Wirkung seiner bloßen Gegenwart.

Am Abend des 10. Mai wurde ein kurzes Verhör angestellt, wodurch man die Räuber der Wel-kiej zu entdecken hoffte; natürlich war der Erfolg des Verhöres bei einer so großen, unruhigen und undisziplinierten Menge ein ungewisser. Trotzdem ließen sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vier Personen verdächtigen, welche im Laufe des Tages nicht gesehen worden waren.

Zwei von ihnen gehörten der Schiffsmannschaft an, der Koch Sirdey und der Matrose Kennedy. Die beiden anderen waren sehr übel beleumundete Emigranten, welche sich durchaus keiner allgemeinen Wertschätzung erfreuten, zwei sogenannte Arbeiter namens Furster und Jackson.

Über die Schuld der beiden ersten war es unmöglich, sich absolute Gewißheit zu verschaffen, aber für die zwei anderen war

bald der evidente Schuldbeweis gefunden. Am nächsten Morgen waren Kennedy und Sirdey wieder da und nahmen wie täglich an der Arbeit teil. Aber sie schienen todmüde und Sirdey machte den Eindruck, verwundet zu sein. Er ging schwerfällig und mühsam und sein Gesicht war zerkratzt und vielfach aufgerissen.

Hartlepool kannte seine Leute, auch diesen traurigen Helden, dessen gemeine Natur ihn mit Verachtung erfüllte.

»Wo warst du gestern? fragte er barsch.

– Wo soll ich gewesen sein! sagte Sirdey mit geheuchelter Unschuld; dort, wo ich alle Tage bin, natürlich!

– Merkwürdigerweise hat dich niemand gesehen, du Schurke. Mir kommt vor, als hättest du dich in die Nähe der Schaluppe verirrt!

– Der Schaluppe? fragte Sirdey mit der unschuldigsten Miene eines Menschen,

welcher nicht versteht, wovon die Rede ist.

- Hm! ... brummte Hartlepool und fuhr fort:
- Warum ist denn dein Gesicht so zerkratzt?
- Ich bin gefallen, erklärte Sirdey; ich werde heute bei der Arbeit nicht viel helfen können, ich kann mich kaum aufrechthalten.
- Hm« brummte Hartlepool bedeutungs- und verständnisvoll, als er sich entfernte; dieser Mann war gewitzigt und von ihm war nichts zu erfahren. Bei Kennedy fand sich nicht einmal ein Grund zu einem Verhöre. Obwohl er totenbleich war und in sehr schlechter Verfassung zu sein schien, ging er wortlos seiner Beschäftigung nach.

Man hatte also am 11. Mai die Arbeit aufgenommen, ohne daß das Rätsel gelöst worden wäre. Aber eine Überraschung erwartete in der Scotchwell-Bai diejenigen, welche zuerst hinkamen. Auf dem Strande lagen in geringer Entfernung von der

Flußmündung zwei Leichname; es waren die Körper Jacksons und Fursters. Nicht weit von ihnen lag die Schaluppe, die mehr als ein großes Leck aufzuweisen hatte und fast ganz mit Wasser und Sand angefüllt war.

Jetzt ließ sich das Abenteuer leicht erklären. Von den vier Männern, welche sich auf ihr befanden, hatten zwei, Kennedy und Sirdey, schwimmend das Land erreichen können, während die anderen in den Wellen den Tod gefunden hatten. Die Flut hatte die Leichname an die Küste geschwemmt, desgleichen die halbzertrümmerte Wel-kiej.

Nach einer sorgsamen Untersuchung ersah der Kaw-djer, daß die Schaluppe wieder seetüchtig gemacht werden konnte; denn wenn auch die Außenwände arg beschädigt waren, so hatte doch das Gerippe nur wenig gelitten und der Kiel war unversehrt. Die Wel-kiej wurde nun von kräftigen Armen ganz ans Land gezogen, bis sie außer dem Bereich der Wogen lag; dort mußte sie

warten, bis man Zeit haben würde, ihre Schäden auszubessern.

Am 13. Mai war die Übersiedlung bewerkstelligt. Augenblicklich begann man die zerlegbaren Häuser zusammenzustellen und bald konnte man dieselben (sie waren nach einem ausgezeichneten System gebaut) mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aus dem Boden wachsen sehen. Kaum beendet, wurde auch von ihnen Besitz ergriffen, was jedesmal Anlaß zu heftigen Auseinandersetzungen bot. Es wäre eine sehr bedeutende Anzahl nötig gewesen, um alle zwölfhundert Emigranten in ihnen beherbergen zu können. Höchstens zwei Drittel derselben konnten vernünftigerweise hoffen, darinnen Unterkunft zu finden. Da hieß es nun eine Wahl treffen!

Diese Wahl ging unter Faustschlägen vor sich. Die Stärksten unter den Emigranten hatten sich der verschiedenen Teile der zerlegbaren Häuser bemächtigt und verweigerten, als sie dann fertiggestellt

waren, den Zutritt zu denselben. Aber ihre Kraft hielt der Menge der Anstürmer nicht immer stand und sie mußten den Besitz mit einer Anzahl anderer teilen, welche sie an der Besitzergreifung hatten verhindern wollen. So war eine zweite Serie von Auserwählten entstanden, welche, wie die erste, ihrer Stärke den Erfolg verdankte. Als dann die Besatzung der Häuser zahlreich genug war, um ohne Gefahr einer Niederlage den Ansturm der übrigen Emigranten aushalten zu können, wurde den letzteren der Eintritt tatsächlich verwehrt.

Über fünfhundert Personen, der Mehrzahl nach Frauen und Kinder, wurden auf diese Art gezwungen, sich mit dem Schutze, den die Zelte boten, zu begnügen. In geringerer Anzahl vertreten war das männliche Geschlecht, meist Familienväter und verheiratete Männer, die das Los ihrer Frauen und Kinder teilten. Zu letzteren gehörte auch der Kaw-djer und seine beiden Freunde, die Feuerlands-Insulaner, welche auch ein Übernachten in freier Luft nicht

scheut, und die Überlebenden der Bemannung des »Jonathan«, denen Meister Hartlepool das Beispiel der Selbstverleugnung gab. Diese braven Leute hatten sich ohne Murren in alles gefügt, selbst Kennedy und Sirdey, welche seit dem Abenteuer mit der Schaluppe ungekannten Eifer und Fügsamkeit zeigten.

Zur Zahl der wenig Begünstigten gehörten auch John Rame und Fritz Groß, welche die körperliche Schwäche von der Teilnahme am Kampfe ausgeschlossen hatte, und die Familie Rhodes, deren Oberhaupt sanftmütigen Charakters war und alles gewaltsame Vorgehen scheute.

Diese fünfhundert Personen nahmen mit den Zelten vorlieb. Nachdem sich die Zahl der Zeltbewohner verringert hatte, konnte man zwei Zelte übereinanderstellen, die durch eine Luftsicht getrennt waren, was den Innenraum ganz wohnlich machte. Auch die Häuser wurden inzwischen in wohnlichen Stand gesetzt: man verstopfte die Fugen und Spalten, denn nach den

Weisungen des Kaw-djer mußte so viel als möglich die Feuchtigkeit am Eindringen abgehalten werden; andere schafften aus dem nahen Walde Holzvorräte herbei oder verteilten Lebensmittel in solcher Menge, daß ein jedes während vier Monaten sein genügendes Auskommen finden konnte, während die Maurer, deren sich zwanzig unter den Emigranten befanden, in aller Eile einfache Öfen fertigstellten.

Diese Arbeiten waren am 20. Mai noch nicht ganz beendet, als der Winter, der sich dieses Jahr glücklicherweise verspätet hatte, in Gestalt eines eisigen Schneesturmes von furchtbarer Heftigkeit über die Insel Hoste hereinbrach. In wenigen Minuten war die Erde mit einem weißen Leinentuch bedeckt, aus dem die frosterstarrten Bäume hervorragten. Am nächsten Morgen war der Verkehr zwischen den einzelnen Teilen des Lagers sehr schwierig geworden.

Aber jetzt war man ja geschützt gegen die Unbilden der Witterung. Wohlverwahrt in

ihren Häusern oder unter ihren doppelten Zeltwänden, durchwärmten von freundlichen Holzfeuern, waren die Schiffbrüchigen des »Jonathan« bereit, die Schrecken eines antarktischen Winters über sich ergehen zu lassen.

IV. Das Überwintern

Volle vierzehn Tage lang heulte der Sturm ohne Unterbrechung und der Schnee fiel in dichten Flocken. Während dieser zwei Wochen konnten sich die Emigranten kaum ins Freie wagen und blieben zwischen ihren schützenden Wänden vergraben.

Diese aufgezwungene Absperrung war sehr traurig für alle, besonders aber für diejenigen, welche sich in den Häusern einen Platz erobert hatten und ihn genießen wollten. Diese Häuser waren aber nur ein ineinandergreifendes Gefüge von Holzplatten und entbehrten aller Bequemlichkeit. Trotzdem hatten sich die Emigranten um ihren Besitz gestritten – sie waren durch den oberflächlichen Augenschein, vielleicht auch nur durch den Namen »Haus« irregeführt worden – und jetzt hatte sich ihrer eine große Enttäuschung bemächtigt, denn die Häuser waren eigentlich nur Schlafräume, in denen

ein Strohsack neben dem anderen auf den Boden gelegt wurde; Schlafräume, die während der kurzen Tagesstunden sich in gemeinsame Wohnzimmer und Küchen verwandelten. Bei dieser Überhäufung, diesem Zusammenleben mehrerer Familien war eine stete Reibung unausbleiblich und sehr zu beklagen, vom Standpunkte der Hygiene sowohl als auch im Interesse des guten Einverständnisses. Mangel an Beschäftigung und Langeweile bedingen Zank und Streit – und man langweilte sich gründlich in diesen schneuemwehten Wohnungen.

Die Männer fanden noch Beschäftigung für ihre Mußestunden. Sie versorgten die aller Einrichtung baren Räume mit den einfachsten Möbelstücken. Mittels ihrer Beile hieben sie Tische und Stühle zurecht, die des Nachts hinausgestellt wurden, denn dann mußte Raum für die Strohsäcke geschaffen werden. Aber für die Frauen gab es fast nichts zu tun. Sobald sie ihre Kinder betreut hatten und den Küchenbesorgungen nachgegangen waren, die der Gebrauch der

Konserven sehr vereinfachte, wußten sie nichts mehr anzufangen und mußten die langen Tagesstunden mit Gesprächen ausfüllen. Und das taten sie nach Herzenslust. An Stelle der Beine machten die Zungen Bewegung und es ist – wie man aus Erfahrung weiß – oft auch der unmäßige Gebrauch der Zunge Ursache von bösen Mißverständnissen geworden. Es war nur zu verwundern, daß es nicht gleich am ersten Tage dazu kam.

Wenn die Zeltbewohner auch weniger gut gegen Wind und Wetter verwahrt waren, so genossen sie in anderer Hinsicht manche Vorteile. Es stand ihnen mehr Raum zur Verfügung und einige Familien (dazu gehörten die Familien Rhodes und Ceroni) hatten ein ganzes Zelt zum alleinigen Gebrauch. Die fünf Japaner, welche fest zusammenhielten, bewohnten auch ein Zelt, wo sie abseits von den anderen ein abgeschlossenes Leben führten.

Zelte und Häuser waren je nach dem Geschmacke der einzelnen da und dort

erstanden. Nachdem beim Aufbau ihrer Wohnungen die Leute von niemandem geleitet worden waren, zeigte das ganze Bild des Lagers keinen bestimmten, vorherbedachten Plan. Es bot nicht den Anblick eines Marktfleckens, sondern war eine zufällige Anhäufung von Häusern, und es wäre sehr schwer gefallen, zwischen ihnen eine Straße zu bauen.

Das war übrigens ein ganz unwichtiger Umstand, denn es handelte sich ja nicht um eine bleibende Niederlassung. Im Frühling sollten Zelte und Hütten abgebrochen werden und jeder würde dann sein Vaterland – und sein Elend anderswo finden.

Der Lagerplatz zog sich längs des rechten Ufers des Flusses hin, der, von Westen herkommend, ihn in einem Punkte berührte, einen kurzen Bogen beschrieb, dann sich nach Nordwest drehte und in einer Entfernung von drei Kilometern ins Meer ergoß. Die westlichste aller Behausungen war am Flußufer selbst erbaut. Es war eine

der zerlegbaren Hütten, von so geringer Größe, daß nur drei Personen darin Platz gefunden hatten. In aller Ruhe, ohne Auseinandersetzungen, ohne Aufregung und Geschrei, hatte sich einer der Auswanderer, Patterson, aller dazugehörigen Teile bemächtigt und – damit sein Eigentumsrecht ihm nicht streitig gemacht werden konnte – gleich zwei Gefährten die Nutznießung angeboten und damit das Maximum der Einwohnerzahl fixiert. Die Wahl dieser Mitbewohner war nicht bloßes Zufallsspiel. Patterson, welcher von schwächlicher Gestalt war, hatte sich Genossen ausgesucht, welche mit Riesenkräften begabt waren, wahre Herkulesgestalten, die das gemeinsame Heim im Bedarfsfalle gut verteidigen konnten.

Beide waren Amerikaner; der eine hieß Blaker, der andere Long. Der erstere war ein junger Bauer von siebenundzwanzig Jahren, heiteren Charakters, aber er litt an stetem Heißhunger, was sein ganzes Dasein verbitterte. Das elende Leben, das er zu

führen gezwungen war, gestattete ihm nicht, den unstillbaren Appetit zufriedenzustellen; er litt seit seiner Geburt fortwährend Hunger, so daß er sich schließlich unter die Auswanderer mengte in der Hoffnung, in der neuen Heimat endlich seinen Hunger stillen zu können. Der zweite war ein Arbeiter, Schmied seines Zeichens, mit kleinem Denkvermögen und dafür um so größeren Muskeln, ein ganz unvernünftiger Mensch, aber stark und unnachgiebig wie das Eisen, das er bearbeitete.

Was Patterson anbelangte, so war er nicht unter die Auswanderer gegangen, weil er vom Unglück verfolgt war, sondern weil er Reichtümer zu erwerben hoffte. Das Geschick hatte sich ihm günstig und feindselig in einem Atem gezeigt. Es hatte ihn allerdings arm, einsam und mittellos auf einer irländischen Straße geboren werden lassen, aber als Entschädigung war er mit einem an das Unglaubliche streifenden Sparsinn, besser gesagt, Geiz, begabt; das heißt mit anderen Worten: es hatte ihm die

Mittel in die Hand gegeben, alles erwerben zu können, was ihm seit seinem Erscheinen auf dieser Welt begehrwert schien. Dank dieser Eigenschaften hatte er sich bereits im Alter von fünfundzwanzig Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben. Nichts hatte ihn von der Erreichung dieses Ziels abgeschreckt, weder die angestrenteste Arbeit, noch die Entbehrungen eines Einsiedlers, noch – wenn es die Notwendigkeit erforderte – die rücksichtslose Ausbeutung des lieben Nächsten.

Aber wenn der Bauer nur Spekulationsgeist und kein Kapital als Basis seiner Operationen zur Verfügung hat, so wird er nur langsam, Schritt für Schritt, auf der Bahn des Gelingens weiterschreiten können. Sein Wirkungskreis ist zu beschränkt, um ihm ein rasches Emporsteigen zu ermöglichen.

So brachte es Patterson nur langsam vorwärts trotz seiner unerschütterlichen Ausdauer, trotz der unzähligen

Entbehrungen, trotz aller aufgebotenen List und Verschlagenheit – als plötzlich Wundermären an sein Ohr drangen, wie leicht es einem Manne von skrupellosem Gewissen in Amerika werde, sein Glück zu machen. Ganz berauscht von diesen blendenden Berichten, träumte er nur mehr von der Neuen Welt und beschloß, dahin auszuwandern nach dem Beispiel so vieler anderer, um sich dort das Glück zu zwingen, und zwar nicht mit der Absicht, es jenen Milliardären gleich zu tun, welche, wie er, aus den ärmsten Schichten des Volkes stammten, sondern in der Hoffnung, die ja nicht allzu unwahrscheinlich war, dort eher auf einen grünen Zweig zu kommen als im alten Vaterlande. Kaum hatte er amerikanischen Boden betreten, als die glückverheißende Reklame der »Gesellschaft für Kolonisation« ihn für die Teilnahme an der Ansiedlung in der Delagoa-Bai begeisterte. Er vertraute den verführerischen Versprechungen der »Gesellschaft« und sagte sich, daß dort, auf dem noch unberührten, kraftstrotzenden Boden sein kleines Kapital reiche Früchte

tragen werde, und bald war er mit den tausend anderen auf dem »Jonathan« eingeschifft.

Die unvorhergesehenen Ereignisse trübten zwar seine Hoffnungen um ein Bedeutendes, aber Patterson gehörte nicht zu denjenigen, die gleich die Flinte ins Korn werfen. Trotzdem die Tatsache des Schiffbruches ihn innerlich tief erschüttert haben mußte, ließ er sich die Enttäuschung nicht anmerken und hielt mit geduldiger Hartnäckigkeit an der Zuversicht auf sein Glück fest. Wenn aus dem gemeinsamen Unglück ein einziger Nutzen ziehen konnte, so war es unstreitig Patterson.

Von Blaker und Long unterstützt, hatte er sein Häuschen in geringer Entfernung von der Küste dicht am Flußufer errichtet, an der einzigen Stelle, wo dieses zugänglich war. Stromaufwärts von hier aus stieg das Ufer plötzlich steil empor und wuchs zu einer fast fünfzehn Meter hohen Felswand an, stromabwärts bildete es eine kleine Ebene vor dem Hause, dicht daneben

stürzte der Fluß in einem Wasserfall auf eine tiefer gelegene Terrasse. Zwischen dem Wasserfall und dem Meere breitete sich ein unwegsamer Sumpf aus. Wollten die Emigranten nicht einen Umweg von mehr als einer Stunde nach dem Oberlaufe des Flusses machen, so waren sie gezwungen, an Pattersons Wohnung vorbeizugehen, um ihre Wasserkrüge und -fässer zu füllen.

Die anderen Häuser und Zelte lagen in malerischer Unordnung zerstreut da, vom Meere durch den erwähnten Sumpf getrennt. Der Kaw-djer bewohnte mit Halg und Karroly eine Ajoupa nach feuerländischem Muster, die von den beiden Indianern errichtet worden war. Man konnte sich nichts einfacheres denken, als diese aus Gras und Zweigen erbaute Hütte und man mußte sehr abgehärteter Natur sein, um darin den Winter zu überdauern. Die Ajoupa war am linken Flußufer gelegen, in nächster Nähe der gescheiterten Schaluppe, so daß alle lichten Momente des

Tages zu den notwendigen Reparaturen gut ausgenützt werden konnten.

Während der ersten zwei Wochen der gefürchteten Jahreszeit, als die Schneestürme in voller Heftigkeit wüteten, konnte allerdings nichts an der Wel-kiej gearbeitet werden. Aber der Kaw-djer führte deshalb kein abgeschlossenes Einsiedlerleben wie die weniger widerstandsfähigen Auswanderer. Täglich ging er mit Halg über den Fluß ins Lager, auf einer leichten Brücke, die Karroly in achtundvierzig Arbeitsstunden konstruiert hatte.

Dort gab es immer viel zu tun. Mit dem Eintritt der Kälte waren Krankheiten bei den Emigranten aufgetreten, schmerzhafte Entzündungen, meist der Bronchien, die aber alle einen günstigen Verlauf nahmen; man hatte gleich den Kaw-djer zu Hilfe gerufen, welcher sich seit der chirurgischen Behandlung des gestürzten Knaben als Arzt eines sehr guten Rufes erfreute.

Das Kind fühlte sich täglich wohler und alle Anzeichen sprachen dafür, daß die günstige Prophezeiung des Kaw-djer sich buchstäblich erfüllen würde.

Nachdem dieser seine täglichen Krankenbesuche gemacht hatte, trat er in das Zelt der Familie Rhodes und besprach mit Harry eine oder zwei Stunden lang alles, was für die Schiffbrüchigen von Interesse sein konnte. Der Kaw-djer schloß sich immer mehr an diese Familie an. Die einfache Freundlichkeit und Güte der Frau Rhodes und ihrer Tochter Clary taten ihm wohl; beide übten voll Aufopferung das Amt von Krankenpflegerinnen aus, das er ihnen zugewiesen hatte. In Harry Rhodes schätzte er den geraden Sinn und die wohlwollende Gemütsart und bald verbanden die beiden Männer Gefühle wahrer Freundschaft.

»Eigentlich freut es mich herzlich, sagte Harry Rhodes eines Tages zum Kaw-djer, daß diese Schurken versuchten, sich Ihrer Schaluppe zu bemächtigen. Wer weiß?

Wenn sie in gutem Stand geblieben wäre, hätten Sie uns jetzt, da wir eingerichtet sind, vielleicht verlassen. Aber nun ist das unmöglich. Sie sind unser Gefangener!

– Und dennoch werde ich fort müssen, sagte der Kaw-djer.

– Nicht vor Eintritt des Frühjahres, erwiderte Harry Rhodes. Sie müssen doch einsehen, daß Sie unentbehrlich sind; wieviele Frauen und Kinder sind hier, welche nur durch Ihre Kunst gesund gemacht werden können! Was würde aus all den Kranken ohne Sie?

– Gut, nicht vor dem Frühjahr, gab der Kaw-djer nach, dann aber – wenn alles abreisen wird – wird sich kein Hindernis mehr in den Weg stellen, daß auch ich das Weite suche.

– Werden Sie auf die Neue Insel zurückkehren?«

Der Kaw-djer antwortete nur durch eine ausweichende Geste. Ja, die Neue Insel war seine Heimat. Lange Jahre hatte er dort gelebt. Aber wieder dahin zurückkehren? Die Gründe, die ihn fortgetrieben hatten, bestanden noch; die Neue Insel, früher ein unabhängiges Land, hatte jetzt der Autorität Chiles zu gehorchen.

»Wollte ich auch früher abreisen, sagte der Kaw-djer, bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, so wären meine zwei Gefährten damit nicht sehr einverstanden. Halg wenigstens würde von der Insel mit Bedauern scheiden – vielleicht sogar sich energisch weigern, fortzugehen.

– Warum das? fragte Frau Rhodes.

– Aus dem einfachen Grunde, daß Halg – so fürchte ich wenigstens – hier sein Herz verloren hat.

– Nun, das ist kein großes Unglück, meinte Harry Rhodes lächelnd; in seinem Alter ist das natürlich!

- Ich leugne es nicht, pflichtete ihm der Kaw-djer bei, aber der arme Junge wird, wenn es dann zur Trennung kommt, viel Herzeleid durchzumachen haben.
- Warum soll er sich denn von derjenigen, die er liebt, trennen? Die beiden können doch heiraten! sagte Clary, welche, wie alle jungen Mädchen, ein lebhaftes Interesse für anderer Herzensangelegenheiten bekundete.
- Weil es sich um die Tochter eines Emigranten handelt, welche niemals einwilligen würde, ihr Leben auf dem Magalhães-Archipel zu verbringen; anderseits kann ich mir nicht denken, was Halg beginnen würde, wenn man ihn in eure sogenannte zivilisierte Welt verpflanzen wollte. Außerdem, denke ich, würde er uns, seinen Vater und mich, auch nicht leichten Herzens verlassen können!
- Die Tochter eines Emigranten, fragte Harry Rhodes, handelt es sich vielleicht um Graziella Ceroni?

- Ich habe sie einige Male begegnet, mischte sich auch Edward in das Gespräch; sie ist ganz hübsch.
- Halg findet sie wunderschön, sagte der Kaw-djer lächelnd. Und ich finde das ganz begreiflich. Er hat bisher nur Frauen und Mädchen aus dem Feuerland gesehen, und ich muß gestehen, daß diese in bezug auf Schönheit leicht von anderen übertroffen werden können.
- Es handelt sich also wirklich um Graziella Ceroni? fragte Harry Rhodes.
- Ja. Schon an jenem Tage, als wir traurigen Einblick in diese Familienverhältnisse nehmen und die Frau vor dem eigenen Gatten schützen mußten, bemerkte ich den lebhaften Eindruck, den sie auf Halg machte. Sie erschien ihm wie eine Offenbarung. Ihr wißt, welch unglückliches Dasein Mutter und Tochter führen; nun, vom Mitleid zur Liebe ist nur ein kurzer Schritt.

- Ich halte es sogar für den schönsten Anfang einer glücklichen Liebe, bemerkte Frau Rhodes.
- Wie dem auch sei. Sie können mir Glauben schenken, wenn ich heute behaupte, daß seit dem Tage Halg ganz unter dem Einflusse dieser ihm neuen Empfindung steht. Sie ahnen gar nicht, welche Veränderung mit dem jungen Manne vor sich gegangen ist. Ich werde es Ihnen an einem Beispiel zeigen ... Wie Sie sich denken können, sind die Eingeborenen des Magalhães-Archipels nicht gerade zur Eitelkeit geneigt. Trotz des strengen Klimas geht ihre Gleichgültigkeit in diesem Punkte so weit, daß sie stets unbekleidet einhergehen. Halg war schon ein wenig beeinflußt durch die Ideen über Zivilisation, die ich – mit Unrecht vielleicht – mit hergebracht habe, er konnte unter seinen Stammesgenossen schon als Stutzer gelten, nachdem er sich seit dem Schiffbruche des »Jonathan« herbeigelassen hat, sich mit Seehunds- oder Guanakofellen zu bekleiden. Aber jetzt hat seine Putzsucht

einen noch höheren Grad erreicht. Er hat unter den Emigranten einen Haarkünstler ausfindig gemacht und seine langen Haare schneiden lassen. Wahrscheinlich ist er der erste Feuerländer, welcher der Mode solche Zugeständnisse macht. Aber das ist noch nicht alles! Er hat sich – auf welche Weise, ist mir unbekannt – einen vollständigen Anzug verschafft und verläßt seine Hütte nur in europäischer Kleidung; zum ersten Male in seinem Leben trägt er Schuhe, die ihm gewiß sehr unbequem sind. Karroly weiß nicht, was er davon halten soll. Ich weiß nur zu gut, was es zu bedeuten hat.

– Und Graziella, erkundigte sich Frau Rhodes, bemerkte sie diese Bemühungen, die darauf hinzielen, ihr zu gefallen?

– Ich habe sie natürlich nicht darum gefragt, versetzte der Kaw-djer. Aber wenn ich Halgs glückstrahlendes Gesicht sehe, denke ich, daß seine Angelegenheit unmöglich schlecht stehen kann.

- Das wundert mich nicht, sagte Harry Rhodes, Ihr junger Gefährte ist ein hübscher Mann.
- Er ist körperlich ganz gut geraten, das gebe ich zu, bestätigte der Kaw-djer mit augenscheinlicher Genugtuung, aber moralisch ist er noch mehr wert. Er nennt ein gutes, edles Herz sein eigen, ist treu, aufopfernd, ergeben und klug, was auch nicht zu unterschätzen ist.
- Er ist wohl Ihr Schüler? fragte Frau Rhodes.
- Sie können sagen: mein Sohn! berichtigte sie der Kaw-djer, denn ich liebe ihn wie ein Vater. Deshalb bekümmert es mich, daß er diesen Ideen nachhängt, die ihm schließlich nur herbe Enttäuschungen bringen werden.«

Die Vermutungen des Kaw-djer waren ganz richtig. Eine lebhafte, gegenseitige Sympathie näherte täglich die Herzen des jungen Indianers und Graziellas. Von dem

Augenblicke an, da er sie zum ersten Male gesehen, hatte er nur mehr für sie Gedanken und Blicke gehabt und kein Tag war seither verstrichen, an dem er sie nicht gesehen hatte. Nachdem er Zeuge der Szene gewesen, welche die Einmischung des Kaw-djer bedingt hatte, kannte er den wunden Punkt ihres Lebens und mit der den Liebenden eigenen Geschicklichkeit wußte er ohne alle Gewissensbisse daraus Nutzen zu ziehen.

Unter dem Vorwande, über die Sicherheit der beiden Frauen wachen zu müssen, nach ihren Wünschen und Bedürfnissen zu fragen, verweilte er lange Stunden in ihrem Zelte; alle waren der englischen Sprache vollkommen mächtig, wodurch ein Gedankenaustausch ermöglicht wurde.

Halg war auch in diesem wie in so manchem anderen Falle seinen Landsleuten, die sich gegen die Erlernung fremder Sprachen sehr ablehnend verhalten, ganz unähnlich.

Er hatte im Gegenteile mit großer Leichtigkeit englisch und französisch sprechen gelernt und jetzt war er im Begriffe, unter der Leitung Graziellas staunenswerte Fortschritte im Studium der italienischen Sprache zu machen, deren Erlernung ihm wieder einen ausgezeichneten Vorwand bot, die Familie Ceroni regelmäßig zu besuchen.

Für Graziella blieb natürlich die wahre Ursache des großen Eifers nicht lange ein Geheimnis. Zuerst hatte sie die Wirkung ihres persönlichen Einflusses auf Halg mehr belustigt als erfreut. Halg mit seinen langen, straffen Haaren, den schmalen Schläfen, der leicht eingedrückten Nase, der gebräunten Gesichtsfarbe machte ihr den Eindruck eines einer ganz anderen Menschenrasse angehörigen Wesens. Ihrer phantastischen Einteilung nach teilten sich die Bewohner unseres Planeten in zwei Klassen, zwei gänzlich getrennte Rassen: in Menschen und – Wilde.

Halg, welcher ein Eingeborner, Wilder war, konnte infolgedessen nicht zu den eigentlichen Menschen gezählt werden. Der Gedanke kam ihr nie, daß jemals zwischen diesem exotischen Geschöpf, welches notdürftig mit Tierfellen bekleidet war, und ihr, der Italienerin, welche sich höherer Abkunft dünkte, ein gemeinsames Band bestehen könne.

Aber nach und nach gewöhnte sie sich an das Aussehen und die Tracht ihres schüchternen Verehrers und es kam so weit, daß sie ihn mit denselben Augen betrachtete wie die jungen Leute ihrer Rasse. Halg tat seinerseits sein Möglichstes, um diese Ideenwandlung in ihr zu bewerkstelligen.

Eines schönen Tages sah sie ihn mit nach allen Regeln der Kunst geschnittenen Haaren erscheinen, die sich durch eine von geschickter Hand gezogene Mittellinie in zwei Scheitel teilten. Bald darauf zeigte sich Halg zu ihrem noch größeren Staunen in europäischer Kleidung, in Beinkleidern, Rock und Schuhen, nichts fehlte an der

Toilette. Natürlich war alles einfach und aus grobem Stoffe, aber nach Halgs Überzeugung war er nach höchster Eleganz gekleidet und er bewunderte sich oft und gerne in einem kleinen Spiegelsplitter, der vom »Jonathan« stammte.

Welchen Scharfsinn hatte er ins Werk setzen müssen, um einen gutwilligen Menschen unter den Emigranten zu entdecken, welcher sich herbeiließ, sein Haupt zu verschönern, und wie schwer war es ihm gefallen, den herrlichen Anzug zusammenzustellen, in dem er sich ganz unwiderstehlich vorkam! Schon lange hatte er nach diesen Kleidungsstücken gefahndet und trotzdem wären alle seine Bemühungen umsonst gewesen, wenn er sich nicht zufällig mit Patterson hätte ins Einvernehmen setzen können. Patterson verkaufte alles Mögliche und der Geizhals hätte niemals die Gelegenheit zu einem wenn auch noch so kleinen Gewinn an sich vorübergehen lassen. Wenn er den verlangten Gegenstand nicht besaß, wußte er ihn sich immer zu verschaffen, eroberte

ihn irgendwo, wobei er sich natürlich einen kleinen Gewinn sicherte. Patterson hatte die verlangten Kleidungsstücke beschafft. Aber der Ankauf hatte alle Ersparnisse des jungen Mannes verschlungen.

Er bedauerte dies aber nicht, denn er hatte schon den Lohn seines Opfers empfangen. Das Benehmen Graziellas war ihm gegenüber plötzlich ein ganz anderes geworden. Nach ihrer Einteilung hörte Halg von nun an auf, ein »Wilder« zu sein und war in die Klasse der »Menschen« zu rechnen.

Jetzt ging seine Angelegenheit mit Riesenschritten vorwärts und die gegenseitige Zuneigung erstarkte mit jedem neuen Tag in den beiden jungen Herzen. Harry Rhodes hatte recht. Halg war, wenn man dem eigentümlichen Typus seiner Rasse Rechnung trug, wirklich ein hübscher Junge. Er war groß und kräftig, an das freie Leben in freier Luft gewöhnt und besaß jene natürliche Anmut der Haltung und des Auftretens, die durch die Geschmeidigkeit

der durch Übung gestählten Glieder und die harmonische Ruhe der Bewegungen bedingt ist. Außerdem waren seine Geisteskräfte durch die Lehren und Beispiele des Kaw-djer sehr entwickelte und in seinen Augen stand Herzensgüte und ein offener Charakter geschrieben. Das war mehr als genug, um auf das Herz eines jungen, im Unglück groß gewordenen Mädchens tiefen Eindruck zu machen.

Von dem Tage an, seit welchem sich Halg und Graziella, ohne ein Wort über ihre Liebe gesprochen zu haben, als Verbündete erkannten, verliefen die Stunden gar rasch. Was machten ihnen die Winterstürme! Was kümmerte sie die herrschende Kälte! Die Unbilden des Wetters verurteilten sie zu einer willkommenen Abgeschlossenheit und sie fürchteten das Nahen der günstigen Jahreszeit, anstatt sie herbeizuwünschen.

Und doch trat schönes Wetter ein. Die übrigen Auswanderer, welche nicht gleiche Ursache hatten, es zu fürchten, freuten sich des Wechsels und begrüßten die warmen

Tage freudig. Wie von einem Zauberstab berührt, belebte sich das Lager. Häuser und Zelte leerten sich. Während die Männer ihren durch die lange Absperrung steifgewordenen Gliedern Bewegung gönnten, eilten die Frauen, ganz glücklich, Freundinnen und Bekannte wieder aufzusuchen und begrüßen zu können, von Tür zu Tür, machten Besuche und knüpften neue Freundschaften.

Karrolly nahm die schönen Tage wahr, um mit den Ausbesserungsarbeiten an der Wellej zu beginnen, mit Zuhilfenahme der Zimmerleute, welche ihm schon das erste Mal beigestanden waren. Die Bauleute mußten auch alle Vorarbeiten selbst vornehmen: das Fällen der Bäume, das Schneiden der Stämme, das Biegen der Hölzer.

Man berechnete, daß die Reparaturen einen Monat Zeit erfordern würden; mit anderen Worten, daß man – das schlechte Wetter mit eingerechnet, erst in drei Monaten fertig werden konnte.

Während Karroly und seine Genossen mit Hobel und Säge fleißig tätig waren, ging der Kaw-djer, welcher für seine Kranken und sich selbst frisches Fleisch schaffen wollte, mit dem Hunde Zol auf die Jagd.

Wenn auch die ganze Inselwelt im Zeichen des Winters stand, wenn auch der Schnee die ebenen Flächen bedeckte und die Gipfel sich mit Eis überzogen hatten, so war deshalb das tierische Leben nicht ausgestorben. Die Wälder beherbergten immer Wiederkäuer in großer Anzahl, Guanakos und Vikunjas, außerdem den Nandu und Füchse. Über die Prärien flatterten immer Berggänse, kleine Rebhühner, Schnepfen und Wasserhühner. An der Küste wimmelte es von eßbaren Mövenarten. Walfische tauchten in nächster Nähe der Insel auf und Seewölfe lagen oft herdenweise auf dem Strande.

Aber vom Fischfang war um diese Zeit nichts zu hoffen. Die Fische, größtenteils Stockfische und Lampreten, besuchen diese Gewässer nur im Sommer. Im Winter

ziehen sie sich mehr nach Norden zurück, in den Beagle-Kanal und in die Magalhães-Straße.

Von seinem Jagdausflug brachte der Kaw-djer außer ansehnlicher Beute Nachrichten von vier Familien mit, welche sich weiter vom Lagerplatz entfernt und ihre Zelte einige Meilen von den anderen im Inneren der Insel aufgeschlagen hatten. Diese Abtrünnigen waren die Familien Rivière, Gimelli, Gordon und Ivanoff; die Oberhäupter der drei letzteren hatten seinerzeit den Kaw-djer und Harry Rhodes auf der kurzen Forschungsreise in das Innere der Insel begleitet, und Rivière war als Abgesandter der Emigranten nach Punta-Arenas gefahren. Bei seiner Rückkehr hatten die vier beschlossen, sich abzusondern; alle gehörten derselben Menschenklasse an; sie waren biedere Ackerbauer, einfache, gesunde, gleichmäßige Leute. Die Arbeit war für sie Lebensbedürfnis, sie übernahmen sie immer gern und freudig, desgleichen ihre Frauen und Kinder, die ebenso wie sie

unmöglich ihre Zeit im Nichtstun verbringen konnten und stets nützliche Beschäftigung suchten und fanden.

Gleiche Gründe hatten sie zu der Absonderung veranlaßt. Rivière, welcher beim Fällen der Bäume, die die Ausschiffung der Ladung des »Jonathan« notwendig machte, sich beteiligt hatte, war von dem Reichtum dieser Wälder entzückt, die noch keine Axt berührt hatte.

Die Erinnerung daran verfolgte ihn, als er von Punta-Arenas mit der Gewißheit zurückkam, sechs weitere Monate auf der Insel Hoste verbringen zu müssen und er wollte gleich die Gelegenheit ergreifen, aus den Verhältnissen Nutzen zu ziehen und die Wälder auszubeuten versuchen.

Zu diesem Zwecke verschaffte er sich das zur Errichtung einer einfachen Säge nötige Material und verlud es auf die Schaluppe. Fällen konnte er ja nach Belieben. Die Wälder waren niemandes Eigentum, daher kostete das Holz nichts. Nur der Transport

des gefällten Holzes konnte zu Kopfzerbrechen Anlaß geben.

Aber Rivière hoffte, daß sich die diesbezüglichen Schwierigkeiten im entscheidenden Momenten auch lösen würden und daß es ihm möglich sein werde, das einmal gefällte Holz auf die eine oder andere Weise in Geld umzusetzen.

Im Begriff zur Ausführung seines Planes zu schreiten, hatte er Gimelli, Gordon und Ivanoff ins Vertrauen gezogen, denen er auf dem »Jonathan« nähergetreten war. Diese hatten dem Franko-Kanadier lebhaft Beifall gezollt und nur bedauert, nicht selbst auf diesen glücklichen Gedanken gekommen zu sein. Nachdem aber eine Idee meist eine ähnliche wachruft, nahmen sie bald ein gleiches Projekt in Aussicht. Während ihrer kurzen Forschungsreise auf der Insel mit dem Kaw-djer hatten sie Gelegenheit gehabt, die Fruchtbarkeit des Bodens anzustauen. Warum sollten sie nicht auch ihr Glück versuchen? Die einen mit Getreidekulturen, der andere in der

Viehzucht? Erwies sich der Versuch im Laufe dieser sechs Monate als ertragbringend, so brauchten sie die Insel gar nicht zu verlassen. Der Magalhæs-Achipel oder Afrika! Beide Namen klangen ihnen gleich gut und schlecht! Sobald man außerhalb seines Vaterlandes lebt, ist der Name des Landes von geringer Bedeutung. Erwies sich das Resultat als ein negatives, so war nur die gehabte Mühe und Arbeit verloren, sonst nichts. Aber die Arbeit ist ein unerschöpfliches Lebensmittel, wenn man kräftige Arme und Mut besitzt, und besser war es, sechs Monate umsonst zu arbeiten, als dieselbe Zeit müßig zuzubringen. Von dem unfruchtbaren Boden würde man zum mindesten die Gesundheit ernten.

Diese vier Familien, welche aus klugen, fleißigen Männern, ernsten Frauen und gesunden, lebenskräftigen Söhnen und Töchtern bestanden, hatten die Möglichkeit für sich, da Erfolg zu erringen, wo andere ihre Kräfte unnütz vertan haben würden.

Ihr Entschluß war gefaßt und sie brachten ihn zur Ausführung; der Zustimmung und des Beistandes des Kaw-djer und Hartlepoools waren sie sicher.

Während die übrigen Emigranten ihre Habe nach der Scotchwell-Bai brachten, bereiteten die vier Abtrünnigen alles zu ihrer Abreise vor. Aus den gefällten Bäumen hatten sie einen auf Holzachsen und vollen Rädern ruhenden Karren verfertigt, der allereinfachster Konstruktion, aber geräumig und fest gebaut war. Darauf wurden die Mundvorräte, Samen, Getreide, Acker- und Küchengeräte, Waffen und Munition verladen, mit einem Worte alles, was zur Inangriffnahme ihres Unternehmens nötig schien. Sie verabsäumten auch nicht, vier oder fünf Paar Hühner mitzunehmen, und die Familie Gordon, welche sich besonders mit der Aufzucht von Haustieren abgeben wollte, fügte eine Anzahl Kaninchen hinzu und mehrere männliche und weibliche Vertreter des Rindergeschlechtes, sowie Schafe und Schweine. Mit diesen

Elementen ihres zukünftigen Reichtumes ausgerüstet, gingen sie nach Norden auf die Suche nach einer passenden Stelle für ihre Zweigniederlassung.

Sie fanden bald, was sie brauchten; zwölf Kilometer von der Scotchwell-Bai entfernt entdeckten sie ein großes Hochplateau, das im Westen an dichte Wälder grenzte; im Osten lag ein breites Tal, in dessen Sohle sich ein Fluß schlängelte. Dieses Tal war mit einem herrlichen, dichten Grasteppich belegt und bot eine prächtige Weide für das Vieh, mit trefflicher Nahrung im Überfluß, auch für vielköpfige Herden. Das Plateau selbst schien mit einer dichten Schicht fetter Erde bedeckt zu sein, nur mußte die Spitzhacke erst tüchtig arbeiten und den Boden urbar machen, denn er war von einem ganzen Netz verschlungener Wurzeln durchzogen.

Die Kolonisten nahmen alsogleich ihre Arbeit in Angriff. Die erste Sorge galt der Errichtung von vier Blockhäusern, deren Wände sie aus Baumstämmen zimmerten.

Es war vorzuziehen, daß jeder sein eigenes Heim besaß; wenn dies auch einen größeren Arbeitsaufwand und Zeitverlust bedingte, so würde man später durch das ungetrübte, gute Einvernehmen belohnt werden.

Das schlechte Wetter, der Schnee und die Kälte hielten das rasch fortschreitende Wachstum der Häuser nicht auf. Als der Kaw-djer sie gelegentlich seiner Jagdexpedition aufsuchte, standen sie schon fertig da. Er kam zurück, von aufrichtiger Bewunderung für diese fleißigen Menschen erfüllt, welche wieder einmal den Beweis geliefert hatten, wieviel ein fester, zielbewußter Wille zu leisten fähig sei. Schon war Rivière damit beschäftigt, ein Schaufelrad aufzustellen, um damit die Wasserkraft einer natürlichen Kaskade des Flusses auszunutzen. Dieses Rad sollte die Kraft auf die Säge überleiten und die eigene Schwere würde das gefüllte Holz ganz automatisch auf das Plateau liefern.

Die Familien Gimelli und Ivanoff hatten mit der Bearbeitung des Bodens begonnen,

lockerten die Erde und bereiteten für den Pflug vor, der seinerzeit von jenen Wiederkäuern gezogen werden sollte, für die die Familie Gordon geräumige Umzäunungen herstellte.

Und selbst wenn alle diese Anstrengungen fruchtlos verlaufen würden, so achtete der Kaw-djer diesen Betätigungsdrang, der der Apathie der anderen Emigranten vorzuziehen war. Diese benahmen sich wie große Kinder; freuten sich, so lange die Sonne am heiteren Himmel strahlte und verkrochen sich, sobald das Wetter wieder unfreundlich wurde, tatenlos in ihre Behausungen, wo sie verborgen blieben wie während der ersten Wintertage, bis sich der Himmel lichtete, worauf sie wieder zum Vorschein kamen. So verlief ein Monat, der wenige gute und viele schlechte Tage brachte, und es kam der 21. Juni heran, der Tag der Wintersonnenwende für die südliche Hemisphäre.

Während dieses an der Scotchwell-Bai verbrachten Monates waren schon manche

Veränderungen in den Beziehungen der Emigranten vor sich gegangen. Zerwürfnisse und neue Freundschaften waren der Grund zu manchem Wechsel zwischen den Bewohnern der verschiedenen Häuser. Anderseits bildeten sich abgeschlossene kleine Gruppen von solchen, die fest zusammenhielten, eine in der Masse gesonderte Stellung einnahmen, so wie kleine Inseln aus der glatten Wasseroberfläche emporragen.

Eine der Gruppen war vom Kaw-djer, den zwei Feuerlands-Insulanern, Hartlepool und der Familie Rhodes gebildet. Um sie herum scharte sich die Besatzung des »Jonathan« samt Dick und Sand, die wie Satelliten von einem zentralen Anziehungspunkt festgehalten schienen.

Eine zweite Gruppe, die sich gleichfalls aus ruhigen, gesetzten Leuten zusammensetzte, bestand aus den vier von der »Gesellschaft für Kolonisation« angeworbenen Arbeitern Smith, Wright, Lawson und Fock und fünfzehn anderen Handwerkern, welche

sich auf eigene Kosten und Gefahr
eingeschifft hatten.

Die dritte Gruppe zählte nur fünf
Mitglieder: die fünf Japaner, welche ein
geheimnisvolles, zurückgezogenes Dasein
führten und deren gelbe Gesichter und
geschlitzte Augen stets unsichtbar blieben.

Gruppe vier hatte zum Oberhaupt
Ferdinand Beauval. In dem magnetischen
Bannkreis des Redners bewegten sich
ungefähr fünfzig Emigranten, fünfzehn bis
zwanzig von ihnen waren Arbeiter, der Rest
gehörte der Klasse der Ackerbauer an.

Die fünfte, sehr wenige Köpfe zählende
Gruppe bekannte sich zur Farbe Lewis
Doricks. Hier hatte der Matrose Kennedy
und der Schiffskoch Sirdey
gesinnungsverwandte Seelen gefunden und
fünf oder sechs fragwürdige Individuen,
welche sich für Arbeiter ausgaben;
mindestens die Hälfte davon gehörte aber
sicher der Zunft berufsmäßiger Verbrecher
an. Mehr passive als aktive Mitglieder

waren Lazare Ceroni, John Rame und ein Dutzend Alkoholiker, welche die Rolle willenloser Marionetten spielten und von dem anderen, kämpfenden Teil mitgerissen wurden.

Die sechste und letzte Gruppe umfaßte die übrigen Emigranten. Auch diese große Menschenmenge zerfiel wieder in kleinere Abteilungen, wie sie die persönlichen Sympathien und Antipathien mit sich brachten, aber in ihrer Gesamtheit hatten alle diese Teilgruppen einen gemeinsamen Charakter: sie bestanden aus leichtsinnigen, untätigten, willensschwachen Menschen ohne persönliche Meinung, ohne Überzeugungen, welche sich gleichsam im Stadium des indifferenten Gleichgewichtes befanden, bereit, jeden neuen Einfluß auf sich einwirken zu lassen und ihm nachzugeben. Dann blieben noch einige einsame Menschen, die Unabhängigen, wie Fritz Groß, welcher im letzten Stadium der Verblödung angelangt war; die Brüder Moore, welche dank ihres unverträglichen, heftigen Wesens nie länger als höchstens

drei aufeinanderfolgende Tage mit denselben Personen verkehrten konnten, und Patterson, der ein verstecktes Dasein führte, mit seinen Nebenmenschen nur verkehrte, wenn ihm ein Vorteil daraus erwuchs, und mit seinen Anhängern Blaker und Long einsam blieb.

Aus den gegebenen Verhältnissen wußte den größten Gewinn unanfechtbar die Gruppe Lewis Doricks zu ziehen und der glücklichste der Gruppe war Lewis Dorick selbst.

Er setzte seine gepredigten Grundsätze in die Tat um. Wenn das Wetter es gestattete, liebte er es, von Zelt zu Zelt, von Haus zu Haus zu wandern und nahm überall einen Aufenthalt von kürzerer oder längerer Dauer. Unter dem ihm sehr bequemen Vorwand, daß jeder persönliche Besitz seinem Wesen nach unmoralisch sei, daß alles allen gehöre und der einzelne nichts als sein Eigentum beanspruchen dürfe, nahm er von den besten Plätzen Besitz und war in unerschütterlicher Ruhe darauf

bedacht, sich stets alles zu seinem Wohlbehagen Erforderliche rücksichtslos anzueignen. Ein feines Ahnungsvermögen ließ ihn diejenigen erkennen, von denen er einen ernsten Widerstand befürchten konnte. Die ließ er in Ruhe, dafür übervorteilte er die Schwachen, die Wankelmütigen, Unentschiedenen, die Schüchternen und die Dummen gründlich. Diese Unglücklichen ertrugen furchtbeend die unglaubliche Frechheit, fügten sich zitternd seinen Befehlen und ließen sich von diesem unverschämten Menschen nach allen Regeln der Kunst ausbeuten. Wenn Dorick sie mit seinen stahlharten Blicken durchbohrte, erstickte er jeden Versuch einer Widerrede im Keime. Noch niemals im Leben war es dem Ex-Professor so gut ergangen. Diese Insel Hoste war für ihn das »Gelobte Land«.

Aber auch ihm soll Gerechtigkeit widerfahren; darum muß erwähnt werden, daß er, wenn er sich auch am Besitz anderer vergriff, erklärte, seine Theorien auch dann in die Praxis umsetzen zu wollen, wenn

man von *seinem* Eigentum Besitz ergreifen wollte; er fände das natürlich. Welche staunenswerte Großmut, wenn man bedenkt, daß er gar nichts sein eigen nannte. Es war leicht vorherzusagen, daß es so nicht länger fortgehen konnte.

Seine Anhänger ahmten natürlich sein Beispiel nach und wenn sie auch nicht Doricks Meisterschaft erlangten, so handelten sie doch nach bestem Wissen und Willen. Es fehlte nicht mehr viel und die gemeinsamen Reichtümer wären am Ende des Winters gänzlich in den Alleinbesitz dieser heftigen Gegner alles Privatbesitzes übergegangen.

Dem Kaw-djer blieb dieser Mißbrauch der Kraft des Stärkeren nicht lange verborgen und er wunderte sich über diese Nutzanwendung der freiheitlichen Ideen, die denjenigen so nahe verwandt waren, welche er selbst mit so großer Überzeugung und Begeisterung verfocht. Sollte er dieser Tyrannei einen Riegel vorschieben? Wer autorisierte ihn zu dieser Mission? Mit

welchem Rechte durfte er einen Konflikt heraufbeschwören, indem er aus eigenem Antrieb sich zum Beschützer von Leuten aufwarf, welche seinen Beistand gar nicht angerufen hatten, wodurch andere Menschen – ihresgleichen – angegriffen wurden.

Überdies beschäftigten ihn zuletzt persönliche Angelegenheiten so gänzlich, daß er füglich die Sorgen der anderen vergessen konnte. Je weiter der Winter vorrückte, desto zahlreicher waren die Erkrankungen. Er genügte nicht mehr als alleiniger Arzt. Am 18. Juni war ein Todesfall auf der Insel zu verzeichnen; ein fünfjähriges Kind war von einer Lungenentzündung dahingerafft worden, die kein Mittel zu bekämpfen imstande war. Es war die dritte Leiche, die die Erde der Insel Hoste seit der Landung der Auswanderer bedeckte.

Die Gemütsverfassung Halgs machte dem Kaw-djer große Sorge. Er las in der offenen Seele des jungen Feuerländers wie in einem

Buche und sah die Fortschritte seines Herzenskummers. Wie sollte das enden, wenn einmal die Emigranten die Insel verlassen haben würden? Würde Halg nicht Graziella folgen wollen und in der Fremde in Kummer und Elend ein trauriges Ende finden?

An demselben 18. Juni kam Halg wieder mit ganz umwölkter Stirne von seinem täglichen Besuch bei der Familie Ceroni zurück. Der Kaw-djer brauchte keine Frage zu stellen, um das Motiv kennen zu lernen. Halg vertraute ihm freiwillig an, daß sich Lazare Ceroni am Vorabende, nach des jungen Mannes Fortgehen, abermals betrunken hatte. Wie gewöhnlich hatte das eine schreckliche Szene zur Folge gehabt, jedoch war Ceroni zum Glück weniger gewalttätig geworden als das letzte Mal.

Das gab dem Kaw-djer zu denken. Wenn Ceroni sich betrinken konnte, mußte er Alkohol zur Verfügung gehabt haben. Wurden die Vorräte des »Jonathan« nicht mehr von Leuten der Besatzung bewacht?

Hartlepool, welcher befragt wurde, erklärte, er könne es nicht begreifen und gab die Versicherung, daß die Bewachung genau so strenge durchgeführt werde wie früher. Aber das Faktum war nicht zu leugnen und er versprach, doppelt wachsam zu sein, daß sich der Fall nicht wiederhole.

Am 24. Juni, drei Tage nach dem Wintersolstium, ereignete sich der erste Zwischenfall von einiger Wichtigkeit, wegen der indirekten Folgen, die er für die Zukunft mit sich brachte. Es war ein herrlicher Tag. Eine leichte Brise aus Süden hatte den Himmel geklärt und die Erde war dank einer trockenen Kälte von fünf bis sechs Grad steifgefroren. Durch die bleichen Sonnenstrahlen verlockt, hatten sich die Emigranten ins Freie gewagt. Dick und Sand, welche auch das schlechteste Wetter nicht ans Haus zu fesseln vermochte, waren natürlich unter den Liebhabern der frischen Luft zu finden. In Gesellschaft Marcel Norelys und zweier anderer Knaben ihres Alters hatten sie ein Steinchenpiel organisiert, das ihre ganze

Aufmerksamkeit fesselte. Ganz in ihre Belustigung vertieft, bemerkten die Kinder gar nicht eine zweite Gruppe von Spielern, Erwachsenen, welche sich in nächster Nähe belustigten. Spielen ist ja nicht ein Privilegium der Kinder, auch das reife Alter verschmäht diese Art des Zeitvertreibes nicht. Diese Leute hatten eine Kegelpartie begonnen. Es waren sechs Männer, darunter Fred Moore, welcher schon einmal mit Dick eine kleine Auseinandersetzung gehabt hatte.

Nun trug es sich zu, daß eine der Kugeln in das Feld der Kinder rollte. Im Eifer des Spieles bemerkte Sand die fremde Kugel nicht und schob sie mit dem Fuße fort; sogleich fühlte er sich am Ohr gerissen.

»Willst du wohl achtgeben, du Tagedieb,« sagte gleichzeitig eine barsche Stimme.

Die Finger, die das Ohr des Knaben festhielten, waren nicht zart und der empfindliche Sand begann zu weinen.

Wahrscheinlich wäre die Sache damit abgetan gewesen, wenn sich der kriegerische Dick nicht hätte von seinem Temperament hinreißen lassen und seine Einmischung für nötig erachtet hätte.

Plötzlich mußte Fred Moore – das war der furchtbare Feind, welchen Sand beleidigt hatte – das Ohr seines Gefangenen loslassen, um sich gegen einen Angriff von hinten zu verteidigen. Ein unbekannter Verbündeter des Kindes – jeder kämpft mit den Waffen, die ihm gerade zur Verfügung stehen – hatte den rohen Menschen mit aller Kraft gezwickt. Rasch drehte sich dieser um und sah sich demselben kecken Jungen gegenüber, gegen den er schon einmal den Kürzeren gezogen hatte.

»Wieder du, verdammter Range!« schrie er und hob den Arm, um den winzigen Gegner zu züchtigen.

Aber Dick und Sand waren zwei verschieden veranlagte Persönlichkeiten. Das Ergreifen des einen bot keine

Schwierigkeiten, aber Dick ließ sich nicht fangen. Er machte einen gewaltigen Seitensprung und lief davon, Fred Moore verfolgte ihn schimpfend und fluchend.

Die Verfolgung zog sich in die Länge. Jedesmal, wenn Fred Moore seinen kleinen Feind erreicht zu haben glaubte, entkam ihm dieser wieder durch eine geschickte Wendung und der immer mehr erregte Moore griff ins Leere. Aber das Spiel war zu ungleich, als daß es ewig dauern konnte. Die Länge der Beine Fred Moores und der des kleinen Dick ließ keinen Vergleich zu. Trotz der tapferen Haltung des Flüchtlings mußte der Augenblick kommen, wo er zur Ergebung gezwungen war.

Jetzt schien der Augenblick gekommen. Fred Moore, im vollen Lauf begriffen, brauchte bloß die Hand auszustrecken, um sein Opfer zu fassen, da stellte sich seinem Fuße ein Hindernis entgegen, er verlor das Gleichgewicht und stürzte schwer zu Boden, nicht ohne seine Hände und Knie arg zu beschädigen. Dick und Sand

benutzten diese Ablenkung, um sich schleunigst aus dem Staube zu machen.

Das Hindernis, das Fred Moore zu Fall gebracht hatte, war ein Stock, und dieser Stock war nichts anderes als Marcel Norelys Krücke. Um seinem Freunde in der Not zu helfen, hatte das Kind getan, was in seiner Macht lag, indem es die Krücke dem dahinrasenden Fred Moore zwischen die Beine warf. Jetzt war der Knabe glücklich über den errungenen Erfolg und lachte froh vor sich hin, ahnungslos, daß er eine heroische Tat vollbracht hatte. Ja, heroisch war die Tat! Denn als der arme Krüppel die ihm unerlässliche Stütze von sich warf, hatte er sich zur Unbeweglichkeit verdammt und mußte die Aufmerksamkeit Fred Moores auf sich lenken, der seine Wut nun an ihm auslassen würde.

Wutschnaubend erhob er sich. Mit einem Sprung stürzte er auf Marcel zu und hob ihn hoch in die Luft. Jetzt begriff das Kind die nackte Wirklichkeit und lachte nicht mehr, dafür stieß es unaufhörlich durchdringende

Schreie aus. Aber der andere achtete nicht darauf. Seine schwere Hand hob sich – wieviel furchtbare Schläge wird sie austeilen –.

Aber sie kam nicht zum Niederfallen. Jemand hatte sie von rückwärts ergriffen und hielt sie mit eisernem Griff fest, während eine Stimme vorwurfsvoll sagte:

»Aber, Herr Moore ... Ein Kind!«

Fred Moore drehte sich um. Wer erlaubte sich, ihn zu belehren? Er erkannte den Kaw-djer, welcher, immer noch in tadelndem Tone, hinzufügte:

»Außerdem ein Krüppel!

– Sie haben sich nicht hineinzumischen, schrie Fred Moore; lassen Sie mich augenblicklich los, sonst ...«

Der Kaw-djer machte keine Anstalt, dem Befehl Folge zu leisten. Fred Moore

versuchte sich mit Gewalt zu befreien, aber der Griff war wie von Eisen.

Da hob der Wütende die andere Hand, um das Kind zu schlagen. Ohne eine Bewegung zu machen, ohne eine Miene zu verziehen, preßte der Kaw-djer stärker die Hand zwischen seinen Fingern. Der Schmerz mußte unerträglich sein, denn Fred Moore vollführte seine letzte Absicht nicht, seine Knie wankten.

Da löste der Kaw-djer seine Finger von dem gefesselten Handgelenk und gab ihn frei.

Der vor Wut sinnlose Fred Moore fuhr in seinen Gürtel und zog ein breites Bauernmesser. Er sah Blut, wie die Redensart lautet. In seinen Augen war Wahnsinn und Mord zu lesen.

Glücklicherweise warfen sich die anderen Spieler, welche von der ernsten Wendung, die die Sache nahm, erschreckt waren, dazwischen und versuchten den Rasenden

zu bändigen, während der Kaw-djer ihn staunend und traurig betrachtete.

Wie war es nur möglich, daß ein durch den Zorn blind gemachter Mensch alle Herrschaft über seine Nerven verlor und ihr Sklave wurde? Und dieses Geschöpf, das wie ein Besessener um sich schlug, vor Wut schäumte und halberstickte Schreie ausstieß – war ein Mensch! Mußte der Kaw-djer vor solch einem traurigen Schauspiel nicht in mancher Ansicht erschüttert werden? Mußte er nicht zugeben, daß ein weiser Zwang der Menschheit helfen soll, in dem ununterbrochenen Kampf gegen die tierischen Leidenschaften, die sie so leicht hinreißen, Sieger zu bleiben?

»Ich werde dich zu finden wissen, Kamerad,« gelang es Fred Moore endlich mühsam zu artikulieren, während vier kräftige Burschen ihn festhielten.

Der Kaw-djer zuckte gleichmütig die Achseln und ging fort, ohne sich einmal umzuwenden. Nach wenigen Schritten hatte

er die Erinnerung an die stattgehabte lächerliche und häßliche Szene aus seinem Gedächtnis verbannt. War es klug, dem Vorfall so wenig Bedeutung beizumessen? Die ferne Zukunft sollte ihm den Beweis liefern, daß Fred Moore nicht so leicht vergaß.

V. Ein Schiff in Sicht

Die ersten Julitage brachten für Halg große Sorgen. Es war ihm ein Nebenbuhler erstanden. Jener Emigrant, namens Patterson, welcher ihm um teueres Geld die Kleidungsstücke verkauft hatte, auf die er so stolz war, hatte Beziehungen mit der Familie Ceroni angeknüpft und erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für Graziella.

Halg war ganz verzweifelt über dieses unvorhergesehene Hindernis. Wie konnte er, ein Jüngling von achtzehn Jahren, ein Halbwilder, im Wettbewerbe mit einem Manne bestehen, welcher nach der Auffassung des armen Indianers über fabelhafte Reichtümer verfügte? Konnte Graziella in ihrer Wahl zögern, trotz der Zuneigung, die sie für ihn hegte?

In der Tat zögerte Graziella nicht in ihrer Wahl, aber es war nicht der andere, den sie vorzog, wie Halg befürchtete. Seine

Jugend, seine Unschuld, die treuherzige
Zärtlichkeit des Indianers überwogen leicht
alle Vorteile seines Mitbewerbers.

Wenn der Irländer fortfuhr, seine
Gegenwart aufzudrängen, so geschah es aus
dem Grunde, daß er nicht feinfühlig genug
war, die Kälte und Zurückhaltung zu
verstehen, die Graziella und ihre Mutter
ihm gegenüber deutlich zur Schau trugen.
Sie antworteten kaum, wenn er das Wort an
sie richtete und übersahen oft seine
Gegenwart vollständig.

Patterson beunruhigte sich deshalb nicht. Er
verfolgte seinen Feldzugsplan mit derselben
zähen Ausdauer, die ihm bisher den Erfolg
all seiner Unternehmungen gesichert hatte.
Außerdem hatte er einen Verbündeten im
feindlichen Lager in der Person Lazare
Ceronis.

Wenn ihn die beiden Frauen schlecht
aufnahmen, so wurde er dafür von dem
Vater mit offenen Armen empfangen,
welcher mit seinen Absichten, um die

einige Tochter zu werben, ganz einverstanden schien. Er und Patterson verstanden sich vollkommen. Manchmal suchten sie die Einsamkeit auf, um allerlei geheimnisvolle Beratungen zu pflegen, von denen niemand Kunde erhielt. Welche gemeinsame Interessen konnten wohl dieser unverbesserliche Trunkenbold und der listige Bauer zu besprechen haben? Der Verschwender und der Geizhals?

Diese Konferenzen bildeten für den armen Halg eine Quelle bittersten Kummers, den die Aufführung Lazares noch vergrößerte. Der Elende fuhr fort zu trinken, die fürchterlichen Familienszenen wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenpausen. Halg unterließ es niemals, den Kaw-djer stets davon zu benachrichtigen und dieser teilte die Tatsache Hartlepool mit; aber weder der Kaw-djer noch Hartlepool konnten entdecken, wie Lazare Ceroni sich den Alkohol verschaffte, den es auf der Insel Hoste nicht gab – ausgenommen in den Vorräten des »Jonathan«.

Das Zelt aber, das die Mundvorräte enthielt, wurde Tag und Nacht von je zwei Mann der sechzehn Überlebenden der Besatzung des »Jonathan«, welche sich alle drei Stunden ablösten, beaufsichtigt. Diese ertrugen übrigens geduldig – selbst Kennedy und Sirdey – und ohne zu klagen die Langeweile der täglichen drei Wachtstunden. Keiner hatte je den leisesten Ausdruck der Unzufriedenheit hören lassen; sie gehorchten Hartlepool mit derselben Pünktlichkeit wie seinerzeit auf hoher See an Bord des »Jonathan«. Der Geist der Disziplin lebte in ihnen weiter; so bildeten sie der Zahl nach eine verschwindend kleine Gruppe, die aber stark genannt werden konnte durch die Einigkeit, die sie beseelte; auch der Beistand und die Gesinnung Dicks und Sands waren durchaus nicht zu unterschätzen.

Vorläufig dachte man nicht daran, den guten Willen der beiden Knaben auf die Probe zu stellen. Ihr jugendliches Alter schloß sie vom Wachtdienste aus, sie erfreuten sich unbeschränkter Freiheit, die

sie benützten, sich nach Herzenslust zu belustigen. Die auf der Insel Hoste verbrachte Zeit bildete einen abgeschlossenen Lebensabschnitt in ihrem jugendlichen Dasein und blieb für sie wohl eine Zeit schönster Erinnerungen und steter Vergnügungen aller Art. Sie wechselten je nach den Umständen mit ihren Belustigungen ab. Wenn der Schnee in dichten Flocken zu Boden fiel, dann gruben sie darin Verstecke aus, in denen es sich herrlich spielen ließ; fiel die Temperatur unter den Gefrierpunkt herab, dann war die Zeit des Schleifens auf den gefrorenen Flächen gekommen oder sie setzten sich rittlings auf ein Brett, das als Schlitten diente, sausten damit die Abhänge hinunter und jubelten laut, wenn sie auf dieser windesschnellen Fahrt zu Fall kamen. Wenn wieder die Sonne am Himmel erstrahlte, dann verbanden sie sich mit anderen Altersgenossen, tummelten sich in der Umgebung des Lagers und erfanden stets neue Spiele, die ihnen um so mehr Unterhaltung und Befriedigung boten, je wilder sie waren.

Eines Tages, als sie mit drei oder vier Kindern am Meerufer tollten, ließ sie der Zufall eine natürliche Grotte entdecken, welche in den Klippen eingesprengt war, im Rücken des Vorgebirges, das im Osten die Scotchwell-Bai begrenzte. Diese Grotte, deren Eingang gegen Süden gerichtet war, und die infolgedessen gegenüber der Stelle lag, an der der »Jonathan« gescheitert war, lenkte sofort das Augenmerk der Knaben durch eine Eigentümlichkeit auf sich, welche sie besonders interessant machte. Eine Spalte öffnete sich in der einen Höhlenwand, die sich zwei bis drei Meter weit fortzog und dann zu einer zweiten, ganz unterirdischen Höhle erweiterte, von der eine gekrümmte Galerie längs der Felswand zu einer anderen, höhergelegenen Grotte führte, die nach dem Nordabhang der Klippe eine Öffnung zeigt. Von hier aus war das Lager zu übersehen und man konnte dahin gelangen, wenn man sich den felsigen Abhang hinabgleiten ließ.

Diese Entdeckung erfüllte die Herzen der kleinen Forscher mit Jubel. Sie hüteten

sich, davon etwas verlauten zu lassen. Dieser Kranz von Grotten war ihr Reich, ihr alleiniges Eigentum, dessen Besitz sie in schweigendem Entzücken genossen. In größter Heimlichkeit begaben sie sich dahin, um dort ihre Spiele abzuhalten. Bald waren sie wilde Indianer, dann stellten sie Robinson vor, ein anderes Mal spielten sie wieder Räuber – alles mit der gleichen Begeisterung. Die unterirdischen Gewölbe widerhallten von ihren fröhlichen Rufen und die Galerie, welche die beiden Stockwerke verband, erdröhnte unter den Schritten der spielenden Kinder.

Das Passieren dieser Galerie war durchaus nicht gefahrlos. An einer Stelle war sie dem Einsturz nahe, hier war die höchstens einen Meter hohe Decke nur durch einen einzigen Stein festgehalten, dessen Basis auf einem anderen, geneigten Felsblock ruhte. Die geringste Kraftäußerung hätte ihn aus seiner Lage zu bringen vermocht. Daraus folgerte die Notwendigkeit, sich mit äußerster Vorsicht und nur auf den Knien rutschend in dem schmalen Raum zwischen

dem Stützblock und der Mauer der Galerie fortzubewegen. Aber so groß die Gefahr auch in Wirklichkeit war, sie erschreckte die Kinder nicht, vielmehr erhöhte sie den Reiz ihrer Spiele.

So brachten Dick und Sand fröhlich ihre Zeit hin. Sie kümmerten sich um nichts, auch nicht um ihren Feind, Fred Moore, welchen sie manchmal von ferne erblickten und vor dem sie ohne alle falsche Scham die Flucht ergriffen. Übrigens verfolgte sie der Emigrant nicht mehr. Sein Zorn hatte sich gelegt und seine Rachegedanken sparte er für jemand anderen auf.

Jedenfalls kümmerten sich die Kinder nicht um Fred Moore und seine Rachegefühle; sie lebten nur für ihre Spiele und sie bedauerten lebhaft die kurze Dauer der Tage.

Wenn man eine diesbezügliche Anfrage an die Emigranten gestellt haben würde, wären Dick und Sand wohl die einzigen Verfechter dieses Standpunktes gewesen.

Wenn ihnen die Zeit zu kurz däuchte,
wurde sie den anderen zu lang in ihren
engen Behausungen.

Natürlich sind Lewis Dorick samt Konsorten auszunehmen. Diese Gruppe Menschen fanden die Art des Überwinterns äußerst angenehm. Die Schlauköpfe waren der Lösung der sozialen Frage sehr nahe gekommen. Sie lebten wie in einem eroberten Lande, ließen es sich wohlergehen und sammelten Vorräte für kommende schlechtere Zeiten. Es konnte nur die Langmut und Geduld ihrer Opfer Anlaß zur Verwunderung geben. Diese armen Ausgebeuteten waren den gewissenlosen Räubern an Zahl bei weitem überlegen, aber darüber gaben sie sich keine Rechenschaft und der Gedanke, ihre zerstreuten Kräfte zu vereinigen, war ihnen nie gekommen. Dorick und sein Anhang hielten im Gegenteil fest zusammen und hatten eine wahre Schreckensherrschaft organisiert.

Niemand wagte den Forderungen der Tyrannen zu widerstehen.

Durch weniger tadelnswerte Mittel hatten etwa fünfzig andere Emigranten Rettung vor der tödenden Langeweile dieses tatenlosen Lebens gefunden. Unter der Leitung Karrolys erheiterten sie ihre Mußestunden durch die Jagd auf Seewölfe.

Der Wolfsjäger hat ein schwieriges Amt. Erst muß er geduldig warten, bis sich diese äußerst vorsichtigen Wassertiere ans Ufer wagen, dann heißt es die Ahnungslosen leise zu umzingeln und ihnen den Weg zur Flucht abzuschneiden. Auch nicht gefahrlos ist das Unternehmen, denn die Tiere wählen stets die steilsten, unzugänglichsten Stellen zu ihrem Tummelplatz.

Dank der guten Unterweisung und Führung Karrolys waren die Jäger von glänzendem Erfolg begünstigt. Sie machten eine bedeutende Beute von Meerwölfen, deren Fett zu Beleuchtungs- und Heizzwecken nützliche Verwendung finden konnte und

deren Felle von großem Wert für die Zukunft waren.

Diese wenigen energischen, tatenlustigen Männer waren Ausnahmen; die meisten Emigranten zogen vor, frierend und jammernd in ihren Häusern zu sitzen. Die Temperatur war nicht übermäßig gesunken. Während der kältesten Periode, vom 15. Juli bis zum 15. August, war der tiefste Thermometerstand zwölf Grade und die mittlere Temperatur fünf Grade unter Null. Die Behauptung des Kaw-djer erwies sich demnach als wahr; das Klima war in diesen Breiten kein besonders rauhes zu nennen, wäre nur nicht das lang anhaltende, schlechte Wetter und die durchdringende Feuchtigkeit gewesen.

Diese fortgesetzte Feuchtigkeit hatte beklagenswerte Folgen in hygienischer Hinsicht. Die Krankheitsfälle wurden immer häufiger. Gewöhnlich gelang es dem Kaw-djer, sie zu bekämpfen, aber wenn besonders geschwächte Organismen ergriffen wurden, die ganz

widerstandsunfähig waren, scheiterte seine Kunst. Aus diesem Grunde brachte der Winter acht Todesfälle, die Lewis Dorick sehr betrüben mußten, denn die Opfer der Krankheit waren meist solche Leute, die am bereitwilligsten seinen Forderungen entgegengekommen waren.

Auch der arme Marcel Norely starb plötzlich. Dick und Sand waren untröstlich; der kleine Krüppel ertrug das rauhe Klima nicht. Ohne Klagen, ohne Leiden, ohne Todeskampf war er eines Abends lächelnd ins Jenseits hinübergeschlummert.

Die Überlebenden nahmen sich die Todesfälle nicht sehr zu Herzen. Auch blieben sie ziemlich unbemerkt in der Menge, und dann ist jeder froh, dem Unglück, das den Nächsten betrifft, entronnen zu sein. Die Anzeige eines neuen Todesfalles rüttelte sie nur kurze Zeit aus ihrer Lethargie auf. Sie schienen aller Lebenskraft beraubt zu sein, nur in ihren ebenso lächerlichen als heftigen und häufigen Streitereien äußerte sie sich noch.

Die fortgesetzte Wiederholung dieser Szenen gab dem Kaw-djer zu bitteren Betrachtungen Anlaß. Er war zu hellsehend, um nicht alles zu verstehen, und zu aufrichtig, um nicht an die logischen Folgen seiner Beobachtungen zu denken. Diese zufällige Vereinigung von Menschen, welche sich aus allen Teilen der Welt zusammengefunden hatten, beherrschte als Hauptleidenschaft – der Haß. Nicht jener immer tadelnswerte, aber doch logische Haß, welcher im Herzen derjenigen ersteht, die schweres Unrecht erlitten haben, böswillig geschädigt worden sind; hier handelte es sich um einen versteckten, gegenseitigen, erbarmungslosen Haß, der in dieser ganz außergewöhnlichen Lebenslage, wo alle zu den gleichen Entbehrungen verdammt waren, alle ein so freudenarmes Dasein führten, in elementarer Gewalt aufloderte, meist nur um geringfügiger Kleinigkeiten willen; es scheint, daß die Natur beim Schaffen der Lebenskeime einen jeden mit einem dunklen, gebieterischen Trieb der Zerstörung begabt,

der dann alles Geschaffene der Vernichtung anheimfallen lässt.

Auch konnte der Kaw-djer den Mangel eines jeglichen Interesses bei vielen seiner Gefährten nicht begreifen. Wie wenige hatten den Mut gehabt, gegen den Müßiggang zu reagieren: die vier Familien, welche abgesondert von den übrigen im Inneren der Insel lebten, und die geringe Anzahl derjenigen, welche der Jagd auf Seewölfe nachgingen. Alle anderen ließen sich tatenlos dahintreiben, wie da die Tage kamen und gingen. Sie hatten eine Behausung und genügenden Lebensunterhalt – nach mehr fragten sie nicht. Sie kannten nicht das Bedürfnis, in ehrlicher Arbeit die Materie unter ihren Willen zu zwingen, wodurch dieser gestählt wird im Kampfe mit dem Schicksal; sie äußerten niemals den Wunsch, um den Preis einer Willensbetätigung ihre Lage zu verbessern, zu verschönern; sie hatten keinen Gedanken für die Zukunft. Es waren fügsame Sklavenseelen, bereit, an sie persönlich gerichtete Befehle auszuführen,

aber zu einer eigenen Initiative schwangen sie sich nie auf und überließen die Sorge, in wichtigen Dingen für sie zu entscheiden, immer anderen.

Der Kaw-djer verstand sehr gut, daß diese allgemeine Schlaffheit, Feigheit die Ursache war, warum andere, energische Naturen eine fast unbeschränkte Gewalt an sich zu reißen gewußt hatten und diese überwiegende Majorität beherrschen konnten; warum einige skrupellose Individuen diese gedankenlose, willensschwache Menschenherde in so unverantwortlicher Weise ausbeuten konnten.

So also war die menschliche Natur! Waren da nicht doch Gesetze notwendig, diese unvollkommenen Gesetze, die den Menschen zum Denken, zur Anspannung, Betätigung seiner Verstandeskräfte zum Zwecke der Überwindung der rohen Gewalten zwingen, welche dem Despotismus der einen wie dem Sklaventum der anderen vernünftige

Grenzen ziehen und die bösen Instinkte nach Tunlichkeit im Zaum halten? Sobald aber die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Gesetze gegeben ist, muß dann nicht folgerichtig die Autorität anerkannt werden, welche berechtigt ist, Gesetze vorzuschreiben, in Kraft zu erhalten und über ihre Durchführung zu wachen, Übertretungen zu bestrafen?

Der Kaw-djer war noch nicht so weit gekommen, diese Fragen bedingungslos zu bejahen, aber daß er sich damit beschäftigte, sie in ernstliche Erwägung zog, beweist, welche Wandlung in ihm, seinem Gedankenleben vorgegangen war.

Er mußte eingestehen, daß der lebende, handelnde Mensch von Fleisch und Blut und das Idealbild, das er sich von dieser Krone der Schöpfung gemacht hatte, zwei grundverschiedene Wesen waren.

Folglich konnte man ruhig zugeben, daß – um den einzelnen gegen sich selbst, seine Schwachheit, seine Gier und seine anderen

Laster zu beschützen – Gesetze aufgestellt wurden, die ja eigentlich nichts anderes waren als der Ausfluß des Volkswillens; jeder verlangte Schutz in seinem eigensten Interesse; wie in der Mechanik die Resultierende die verschiedenen Einzelkräfte ersetzt, so waren die Gesetze eigentlich nichts anderes als die Zusammenfassung und Präzisierung der einzelnen Willensäußerungen.

So lange der Kaw-djer vor seinem Exil in dem Magalhæs-Archipel die Alte Welt bewohnt hatte und sich von allen Seiten in die Maschen eines unentwirrbaren Netzes von Vorschriften verwickelt sah, aus denen es kein Entrinnen gab, hatte er diese Unmasse von Gesetzen, Vorschriften, Paragraphen, Dekreten nur als unleidlichen Zwang empfunden; die Zusammenhangslosigkeit, häufiger Widerspruch und der oft auf bloße Quälerei abzielende Charakter hatten ihn die höheren Motive übersehen lassen. Jetzt, wo er mit einem dem primitiven Urzustande nahe liegenden Volke zusammengetroffen war,

konnte er an lebenden Beispielen studieren. Wie der Chemiker, über seinen Ofen gebeugt, die Ergebnisse wahrnimmt, so hatte der Kaw-djer Gelegenheit, die unaufhörliche Reaktion zu beobachten, die im Schmelzriegel des Lebens vor sich geht. Durch die gemachten Erfahrungen erleuchtet, dämmerte in ihm eine Ahnung dieser Notwendigkeit auf, aber nicht, ohne sein tiefinnerstes Wesen ganz zu erschüttern. Der frühere Mensch mit seinen ihm liebgewordenen Ideen verlangte sein Recht. Seine nach Freiheit dürstende Natur bäumte sich gegen seinen Verstand auf. Das Problem stand unausgesetzt vor seinem geistigen Auge und in seinem Inneren tobte ein ununterbrochener, grausamer Kampf von Beweisgründen dafür und dagegen, der ihn müde und elend machte und unbefriedigt ließ.

Einen noch größeren Grund des Staunens als die Unvollkommenheit der menschlichen Natur bildete für den Kaw-djer die gänzliche Unfähigkeit der meisten, mit ihren Gewohnheiten zu brechen.

Aus dieser einsamen Küste an den Grenzen der Welt hatten die Schiffbrüchigen ihren früheren Ideen nicht entsagt. Diejenigen Grundsätze, Konventionen und Vorurteile, die ihr Leben früher beeinflußt hatten, traten auch hier noch in Geltung. Ihre Anschauungen über das Eigentumsrecht waren ihnen beispielsweise ein Glaubensartikel geblieben. Es gab auch nicht einen unter ihnen, welcher es nicht ganz natürlich gefunden hätte, zu behaupten: »Das gehört mir!« – und niemand hatte Verständnis für das Lächerliche einer solchen Redensart, wie dies einem freiheitlich gesinnten Philosophen sogleich in die Augen sprang. Welche Anmaßung lag darin, wenn so ein gebrechliches, vergängliches Wesen irgendeinen Bruchteil des Weltganzen als seinen ausschließlichen Besitz zu erklären wagte! Aber wenn diese Anmaßung dem Kaw-djer absurd und unglaublich vorkam, so wurzelte sie nicht desto weniger tief und fest in diesen Köpfen, sie ließen sich davon nicht abbringen! Niemand war dazu zu bewegen, sich des wertlosesten

Gegenstandes »aus seinem Besitze« zugunsten eines anderen zu entäußern, ausgenommen den Fall, daß er auf dem Tauschwege ein gleich wertvolles, gleich nützliches Objekt dafür erhielt. Es handelte sich dann immer um einen Verkauf. Das Wort »geben« schien aus ihrem Wörterbuche gestrichen und der Begriff aus ihrem Herzen. Der Kaw-djer dachte daran, was seine Freunde, die Feuerlands-Insulaner, die in Horden unstet die magallanischen Ländereien durchschweiften und nie etwas anderes als das nackte Leben besessen hatten, von solchen Theorien halten würden.

Bei diesen Wechselgeschäften, besser gesagt Verkäufen, die zu jeder Stunde abgehalten wurden, kam es vor, daß derjenige Teil, welcher den verlangten Gegenstand hergab, nicht durch eine Dienstleistung oder ein gleiches Wertobjekt bezahlt wurde. Dann wurde der Handel in klingender Münze abgeschlossen.

Der Kaw-djer bewunderte aufrichtig die anhaltende Herrschaft des Geldes. Dieses Metall hat doch nur einen angenommenen Wert, man kann es nicht essen, es schützt nicht gegen Frost und Nässe, und trotzdem wird es ebenso geschätzt, wenn nicht mehr, als die greifbaren Güter, die diese Vorteile besitzen. Welch ein sonderbares und wundervolles Phänomen! Die ganze Menschheit neigt sich, in ungetrübter Übereinstimmung, vor einer an und für sich ganz nutzlosen Materie, der nur das allgemeine Übereinkommen bestimmten Wert verleiht! Sind in diesem Falle die Menschen nicht wie unvernünftige Kinder, die in ihren Spielen mit der ernstesten Miene kleine Kieselsteine verkaufen, welchen ihre Einbildungskraft fabelhaften Wert verliehen hat? Und das Spiel würde ein rasches Ende nehmen, wenn eines der Kinder daran denken und erklären würde, daß die gedachten Kostbarkeiten doch nur wertlose Kieselsteine seien!

Der Kaw-djer leugnete nicht geradezu – die Berechtigung des persönlichen Eigentumes

angenommen – die Bequemlichkeit, die aus der Annahme eines willkürlich bestimmbaren, repräsentativen Wertes erwuchs. Aber diese Annehmlichkeit brachte seiner Ansicht nach einen bedeutenden Nachteil mit sich, der durch alle Vorteile nicht aufgehoben werden konnte: Das Geld gestattet – bei Anerkennung eines individuellen Eigentumes – die fortwährende Formierung und Anhäufung von Einzelvermögen! Ohne den Besitz des Geldes wären die Menschen zwar in kleinlichen Verhältnissen, aber es würde nicht solch ungerechte Ungleichheit herrschen. Das gelbe Metall ist die Ursache, daß eine und dieselbe Persönlichkeit über Reichtum, Macht, Ansehen und Vergnügungen verfügt, während ungezählte andere, denen nur wenige Goldparzellen zugefallen sind, sich dem Szepter der Glücklicheren beugen müssen und für deren Vergnügungen zu sorgen haben, ohne daran teilnehmen zu können.

Aber darin irrte sich der Kaw-djer wohl.
Das Geld ist nur Mittel zum Zweck, um das

Streben nach Besitzvergrößerung, das in der Natur des Menschen liegt, zu unterstützen.

Mangels dieses Mittels hätte er ein anderes ausfindig gemacht, welches Vor- und Nachteile in eben demselben Verhältnis aufweisen würde. Jedenfalls wäre er auch dann gewesen, was er noch jetzt ist: ein wenig logisch veranlagtes, veränderliches Geschöpf, in dem sich zu ziemlich gleichen Teilen gute und böse Eigenschaften paaren.

Das waren einige der vielen hundert Ideen für und wider, denen der Kaw-djer nachgrübelte und die in seinem Kopfe herumstritten wie Soldaten auf einem Schlachtfeld. Die Zeiten waren vorüber, wo der Glaube auf das Recht der Menschen an unbeschränkte Freiheit ihm wie ein Dogma vorschwebte. Jetzt war er schwankend geworden in bezug auf seine freiheitlichen Grundsätze, den Nimbus unantastbarer Selbstverständlichkeit hatten sie ein für allemal eingebüßt. So weit war es mit ihm gekommen, daß er in seinem Inneren die

Notwendigkeit der Autorität und einer gesellschaftlichen Hierarchie erwog!

Die kommenden Ereignisse waren ganz darnach angetan, ihm neuerliche Beweise zugunsten der Notwendigkeit einer Autorität zu bringen, als sie ihm zeigten, daß es unter den Menschen, wie unter Tieren, wahre Bestien gibt, deren gefährlichen Anlagen kein Spielraum gelassen werden darf. Solche Menschen würden – um ihren ungezügelten Leidenschaften fröhnen zu können – Schrecken und Tod um sich verbreiten, wenn das Gesetz ihnen nicht gebieterisch »Halt« entgegenriefe! Ein Drama dieser Art, um so schrecklicher, weil der Hunger, diese elementare Forderung eines jeden lebenden Organismus, die Triebfeder war, spielte sich gerade zu der Zeit in dem Häuschen ab, das Patterson in Gesellschaft Longs und Blakers bewohnte; dieser letztere hatte von der Natur jenen unstillbaren Appetit als trauriges Erbteil bekommen, der in der Pathologie mit dem Namen Bulismus bezeichnet ist.

Wie alle anderen hatte Blaker bei der Verteilung der Lebensmittel seinen vollen Anteil bekommen; aber dank seiner krankhaften Eßlust war er in weniger als zwei Monaten mit dem Quantum fertig, das auf das Auskommen während vier Monaten berechnet war. Der arme Teufel lernte wie früher – und mehr als früher – die Torturen des Hungers kennen. Wäre er weniger schüchterner Natur gewesen, so hätte er leicht ein Heilmittel für sein Leiden gefunden. Ein Wort der Bitte an den Kawdjer oder Hartlepool hätte genügt, um ihm einen neuen Zuschuß der Nahrung zu erwirken. Aber der geistig nicht sehr begabte Blaker kam nicht auf diese einfache Lösung, die ihm als ein verwegenes Vorgehen erschien. Von Kindesbeinen an hatte er sich nur in den allerärmsten Kreisen bewegt, so daß ihn sein Elend nicht mehr in Erstaunen setzte; er kannte die mehr denn passive Resignation, welche die letzte Zuflucht aller Unglücklichen ist. Nach und nach hatte er die Gewohnheit angenommen, wie ein gefühlloser Strohmann allen höheren

Gewalten zu gehorchen; er gab sich gar nicht mehr die Mühe, über deren Wesen nachzudenken und niemals wäre ihm die tollkühne Hoffnung gekommen, in irgendeiner Weise in der Art der Verteilung der Lebensmittel eine Veränderung herbeiführen zu wollen, denn auch diese Verteilung war das Endergebnis des Waltens höherer Mächte.

Lieber infolge der Entkräftung langsam sterben, als ein Wort der Klage laut werden lassen. Und dazu wäre es gekommen, hätte sich nicht Patterson seiner angenommen.

Dem Irländer war es nicht entgangen, mit welcher Schnelligkeit die dem Gefährten zur Verfügung gestellten Nahrungsmittel verschwanden und mit dieser Wahrnehmung sah er gleichzeitig die Möglichkeit eines vorteilhaften Handelsgeschäftes aufdämmern. Während Blaker mit Gier alles verschlang, sparte sich Patterson die Bissen vom Munde ab. Sein Geiz brachte ihn so weit, daß er kaum das Nötigste genoß und sich nicht schämte,

die von den anderen weggeworfenen Reste zu sammeln.

Es kam der Tag, wo Blaker nichts mehr zu verzehren hatte. Auf diesen Augenblick hatte Patterson gewartet. Unter dem Deckmantel der Freundschaft bot er dem Gefährten einen Teil seiner Vorräte zum Verkaufe an; der Preis sollte nach gegenseitigem Übereinkommen bestimmt werden. Der Vorschlag wurde begeistert angenommen und der Handel ebenso schnell ausgeglichen als vorgeschlagen; er wiederholte sich des öfteren, so lange Blaker über Geld verfügte, wobei der Verkäufer unter dem Vorwand der sich immer mehr verringernden Lebensmittel mit dem Preise in die Höhe ging. Als Blakers Börse geleert war, änderte Patterson sein Benehmen. Er lieferte keinen Bissen mehr aus und blieb bei den flehentlichsten Blicken des Unglücklichen, den er zum Hungertod verurteilte, ganz ungerührt und erbarmungslos.

Blaker beklagte sich ebensowenig wie früher, für ihn gab es eben kein Entrinnen vor den feindlichen Gewalten. In einem Winkel zusammengekauert brachte er viele Stunden unbeweglich zu, die Hände auf den in Hungersqualen schmerzenden Magen gepreßt, in stummer Resignation; seine fürchterlichen Leiden standen in seinem schmerzverzogenen Gesichte zu lesen. Patterson betrachtete ihn mitleidslos. Was lag daran, wenn Blaker elend zugrunde ging; er besaß ohnehin nichts auf der Welt. Aber schließlich war der Schmerz mächtiger als die Resignation; nach achtundvierzig Stunden stummer Qual ging er wankend aus der Hütte, irrte im Lager umher und verschwand endlich ...

Als eines Abends der Kaw-djer in seine Ajoupa zurückkehrte, stieß sein Fuß im Dunkeln an ein Hindernis – es war ein ausgestreckter menschlicher Körper. Er beugte sich zu dem vermeintlichen Schläfer nieder und rüttelte ihn – die einzige Antwort war ein schmerzliches Stöhnen. Nachdem der Kaw-djer ihm eine stärkende

Flüssigkeit eingeflößt hatte, erkundigte er sich:

»Was fehlt Ihnen?

– Ich habe Hunger,« antwortete Blaker mit schwacher Stimme.

Der Kaw-djer war starr.

»Hunger, wiederholte er, hat man Ihnen denn nicht wie allen anderen den Ihnen gebührenden Anteil an Mundvorrat gegeben?«

Da erzählte ihm Blaker mit stockender Stimme und in kurzen, abgebrochenen Sätzen seine traurige Geschichte. Er sprach von seiner Krankheit, die sich in unstillbarem Hunger äußerte; wie seine Vorräte vorzeitig zu Ende gewesen seien, auf welche Weise dann Patterson ihm zuerst ausgeholfen und warum er ihn seit drei Tagen habe verhungern lassen.

Der Kaw-djer hörte diesen unglaublichen Bericht in starrem Staunen an. Dieser Mensch hatte solch abscheuliche Handelsgeschäfte betrieben, trotz aller miterlebten Schreckenstage und Katastrophen solch einen empörenden Geiz zur Schau getragen? Ein Wucherer, welcher ihm geschenktes Gut um teueres Geld verkaufte, aller Scham bar, welcher sich erkühnte, erfrechte, mit dem Leben seiner Nächsten schnöden Handel zu treiben.

Der Kaw-djer behielt seine Empfindungen und sein Urteil für sich. Es war besser, die gemeine Gesinnung der Schuldigen totzuschweigen und unbestraft zu lassen, als durch Veröffentlichung des Vorgefallenen Unfrieden zu säen.

Er begnügte sich damit, Blaker einen neuen Vorrat verabfolgen zu lassen und ihm zu versichern, daß er in Zukunft so viel bekommen sollte, als er brauchen werde.

Aber der Name »Patterson« blieb seinem Gedächtnis eingeprägt und der Mensch,

welcher diesen Namen trug, blieb für ihn das Prototyp der Verabscheuungswürdigkeit und seelischen Schlechtigkeit. Er verwunderte sich auch nicht mehr, als Halg drei Tage später denselben Namen in Verbindung mit einer ähnlichen, ebenso abscheuerregenden Geschichte nannte.

Der junge Mann kehrte von seinem täglichen Besuch bei Graziella zurück. Als er den Kaw-djer bemerkte, eilte er auf ihn zu.

- Ich weiß jetzt, sagte er ganz atemlos, wer Ceroni mit Alkohol versorgt.
- Endlich! sagte der Kaw-djer sehr befriedigt. Nun, und wer ist es?
- Patterson.
- Patterson! ...
- Ja, er ist es bestimmt. Ich habe vor wenigen Augenblicken selbst gesehen, wie

er ihm Rum brachte. Jetzt verstehe ich, warum die beiden so gute Freunde sind.

– Irrst du dich gewiß nicht? fragte der Kaw-djer.

– Nein, ich bin meiner Sache sicher. Sehr merkwürdig finde ich, daß Patterson den Alkohol nicht herschenkt, sondern ihn um teueres Geld verkauft. Ich hörte den Streit mit an. Ceroni beklagte sich, daß alle seine Ersparnisse in Pattersons Taschen gewandert wären und er gar nichts mehr besäße. Der andere blieb die Antwort schuldig, schien aber nicht geneigt, die Lieferungen, da sie jetzt gratis geschehen müßten, fortzusetzen.«

Halg schwieg eine Weile, dann rief er zornig:

»Wenn Ceroni kein Geld mehr hat, ist er zu allem fähig. Was soll aus seiner Frau und Tochter werden?

– Es wird schon Rat geschafft werden, suchte ihn der Kaw-djer zu beruhigen, und nach kurzer Pause sagte er im Tone freundlichen Vorwurfes: Da wir nun einmal bei diesem Thema angelangt sind, bleiben wir dabei. Wenn ich auch nie darüber mit dir gesprochen habe, so sind mir deine Zukunftsträume nicht unbekannt. Wohin sollen sie dich führen, mein Junge?«

Halg schlug die Augen zu Boden und schwieg.

Der Kaw-djer fuhr fort:

»In kurzer Zeit, vielleicht schon in einem Monat, werden all diese fremden Menschen für immer aus unserem Leben verschwinden, Graziella so gut wie die anderen.

– Warum kann sie nicht bei uns bleiben? warf der junge Indianer ein und sah zum Kaw-djer empor.

– Und ihre Mutter?

- Ihre Mutter wird natürlich auch hier bleiben.
- Glaubst du, daß sie einwilligen wird, ihren Mann zu verlassen,« sagte der Kaw-djer.

Halg machte eine ungeduldige Bewegung.

»Sie muß einwilligen,« sagte er dumpf vor sich hin.

Der Kaw-djer schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Graziella wird mir helfen, sie dazu zu bewegen. Sie hat schon ihren Entschluß gefaßt und sich für das Hierbleiben entschieden, wenn du es erlaubst. Sie ist des Zusammenlebens mit ihrem Vater müde und hat außerdem Furcht vor einigen der Emigranten.

– Furcht? wiederholte der Kaw-djer erstaunt.

– Ja. Vor allem fürchtet sie Patterson. Seit einem Monat verfolgt er sie auf Schritt und Tritt und den Rum hat er Ceroni hauptsächlich darum verkauft, um ihn für sich zu gewinnen. Seit ein paar Tagen kommt noch ein zweiter sie quälen, ein gewisser Sirk, einer von Doricks Anhängern. Dieser ist noch mehr zu scheuen!

– Was tut er denn?

– Graziella kann das Zelt nicht verlassen, ohne ihm zu begegnen. Er hat sie angesprochen und ist unhöflich gegen sie gewesen. Graziella hat ihm dies verwiesen, worauf er sie bedroht hat. Er ist ein gefährlicher Mensch. Graziella zittert vor ihm. Zum Glück bin ich da, um sie zu schützen.«

Der Kaw-djer lächelte innerlich über diesen Ausbruch jugendlicher Eitelkeit; er trachtete seinen Zögling zu besänftigen:

»Beruhige dich, Halg, beruhige dich!
Warten wir den Tag der Abreise ab, dann
werden wir wissen, wie die Sachen stehen
und wie wir uns zu verhalten haben. Aber
bis dahin bewahre deine gewohnte
Kaltblütigkeit. Der Zorn ist nicht nur
nutzlos, sondern direkt von Nachteil.
Erinnere dich daran, daß Gewalt nie gute
Folgen zeitigt und daß sie nur dann am
Platze ist, wenn man angegriffen wird und
sich verteidigen muß; aber auch nur dann
ist sie zu entschuldigen.«

Dieses Gespräch vermehrte die Sorgenlast
des Kaw-djer. Es paßte ihm nicht recht, daß
Halg sich in das Abenteuer eingelassen
hatte und das Auftauchen von Rivalen
machte die Angelegenheit noch
verwickelter, da sie die Eifersucht des
ersteren wachrufen und zu unliebsamen
Szenen führen konnte.

Was die Alkoholfrage anbelangte, so hatte
die Entdeckung Halgs die Schwierigkeit
nur auf ein anderes Feld gelenkt, ohne sie
zu beheben. Man war Ceronis Lieferanten

auf die Spur gekommen. Aber wie verschafft sich Patterson den Alkohol, mit dem er Handel trieb? Er kannte ja Pattersons gemeine Natur, vielleicht hatte er sich irgendwo einen geheimen Vorrat reserviert? Diese Vermutung hatte wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Angenommen, es wäre ihm trotz der Strenge der gehandhabten Schiffsordnung und der Wachsamkeit Kapitän Leccars möglich gewesen, eine verbotene Fracht bei der Abreise einzuschmuggeln, wie hätte er sie bei dem Schiffbruch und nachher verborgen halten können? Nein, er stahl den Rum aus den Vorräten des »Jonathan«. Aber auf welchem Wege, da die Wachen Tag und Nacht an ihren Posten waren? Ob Ceroni oder Patterson der Dieb war, die Schwierigkeit blieb ungelöst.

Auch die folgenden Tage brachten keine Aufklärung in dieses Problem. Es ließ sich nur konstatieren, daß Lazare Ceroni genau wie früher tagtäglich ohne Ausnahme betrunken war.

Die Zeit verstrich und es kam der 15. September heran. An diesem Tage waren die Reparaturen der Wel-kiej beendet. Jetzt, wo das Meer sich wieder von der günstigen Seite zeigte, war sie wieder segeltüchtig.

Die Tage wurden länger und deuteten auf das Frühlingsäquinoktium hin. In einer Woche mußte der Winter seine Herrschaft abtreten. Aber ehe er den Platz räumte, zeigte er sich noch von der allerschlimmsten Seite; während einer Woche suchte ein so heftiger Orkan die Insel Hoste heim, daß alle seine Vorgänger dadurch in den Schatten gestellt und die Emigranten noch einmal genötigt wurden, den Schutz ihrer Behausungen, zum letzten Mal, aufzusuchen. Diesem Unwetter folgten die schönsten Tage und die schlummernde Natur begann allerorts zu erwachen.

Anfangs Oktober wurde das Lager von einigen Feuerländern besucht. Diese Eingeborenen waren sehr erstaunt, auf der Insel Hoste eine so zahlreiche Bevölkerung

anzutreffen. Der Schiffbruch des »Jonathan«, der sich zu Beginn der Wintermonate ereignet hatte, war tatsächlich den Indianern des Archipels nicht bekannt geworden. Zweifellos wurde die Nachricht jetzt um so schneller verbreitet.

Die Emigranten standen mit den Familien der Yacanas bald im allerbesten Einvernehmen und waren ihres Lobes voll. Ob diese dasselbe von den Auswanderern sagen konnten, bleibe dahingestellt. Einige der »Zivilisierten«, eine geringe Anzahl glücklicherweise, und dazu gehörten die Brüder Moore, glaubten ihre Superiorität über diese nichtssagenden »Wilden« in einem rohen, brutalen Benehmen zeigen zu müssen. Einer von ihnen ging sogar noch weiter und schämte sich nicht, sich von der Habsucht hinreißen zu lassen, daß er die armselige Habe dieses Wandervölkleins begehrte. Der Kaw-djer mußte sogar eines Tages einschreiten, als der Angstschrei einer jungen Feuerländerin ihn herbeirief, welche von Sirk – denselben, welchen Halg

als »gefährlich« bezeichnet hatte – bedroht wurde. Der elende Feigling wollte ihr gewaltsam die Kupferringe entreißen, die sie am Handgelenk trug, in der Meinung, sie seien aus Gold. Barsch zurechtgewiesen, zog er sich fluchend zurück. Das war also ausgerechnet schon der zweite Emigrant, der sich offen als Feind des Kaw-djer bekannte.

Dieser hatte mit großer Freude dem Besuch seiner indianischen Freunde entgegengesehen. Es waren seine treuen Anhänger und aus ihrem ganzen Benehmen, ihrer Dienstfertigkeit, dem Ausdruck ihrer Dankbarkeit konnte man sehen, welch große Liebe – fast konnte man sagen »Anbetung« – sie dem Kaw-djer entgegenbrachten. Eines Tages – es war am 15. Oktober – sagte ihm Harry Rhodes, wie tief ihn das Gebaren dieser armen Leute bewegte.

»Ich begreife vollkommen, meinte er, daß Sie dieses Land, wo Sie soviel Gutes wirken, auch liebgewonnen haben, und daß

Sie den Zeitpunkt herbeisehn, wo Sie wieder zu diesen Stämmen zurückkehren können. Sie sind ja ein Gott für die Indianer!

– Ein Gott? unterbrach ihn der Kaw-djer, warum ein Gott? Auch ein Mensch kann viel Gutes tun?«

Harry Rhodes, ohne weiter darauf einzugehen, fügte nur noch hinzu:

»Gut, wenn Ihnen das zu viel gesagt ist, will ich meine Gedanken in anderer Form zum Ausdruck bringen: es hätte nur von Ihrem Gutdünken abgehängt, der König des Magalhäes-Archipels zu werden, damals, als er noch unabhängig war.

– Die Menschen, auch wenn es nur Wilde sind, erwiderte der Kaw-djer, brauchen keinen Gebieter. Jetzt allerdings – haben die Feuerländer auch einen Gebieter« ...

Der Kaw-djer hatte die letzten Worte nur im Flüsterton ausgesprochen. Er schien heute

noch mehr seinen Gedanken nachzuhängen als sonst. Die wenigen mit Harry Rhodos gewechselten Worte brachten ihm die Ungewißheit seiner Zukunft vor Augen, nach der Trennung von dieser so ehrlichen, lieben Familie, die den dem Menschen so natürlichen Trieb für Geselligkeit in ihm erst geweckt hatte. Welch großer Kummer mußte es für ihn werden, diese Frau scheiden zu sehen, deren aufopferndes Wesen und werktätige Nächstenliebe er zu bewundern Gelegenheit gefunden hatte, diesen offenen, ehrlichen Mann, welcher sein Freund geworden war, die beiden Kinder, Edward und Clary, die er liebgewonnen hatte. Auch die Familie Rhodes würde die Trennung sehr beklagen und schmerzlich empfinden. Ihr einstimmiger Wunsch war der, der Kaw-djer möchte ihnen in die neue afrikanische Heimat folgen, wo man ihn ebenso schätzen, lieben und verehren würde wie auf der Insel Hoste. Aber Harry Rhodes hatte wenig Hoffnung, ihn umstimmen zu können. Er erriet, daß nur wichtige Gründe einen Mann wie den Kaw-djer bestimmt

haben konnten, mit der menschlichen Gesellschaft zu brechen; bisher war es ihm noch nicht gelungen, den Schlüssel zu dieser eigenartigen, geheimnisvollen Existenz zu finden.

»Jetzt haben wir den Winter auch überstanden, sagte Frau Rhodes, bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und er war wirklich nicht allzu strenge.

– Und wir bestätigen, fügte Harry Rhodes, sich an den Kaw-djer wendend, hinzu, daß die klimatischen Verhältnisse dieser Region ganz mit der Beschreibung übereinstimmen, die uns unser Freund seinerzeit gegeben hat. Viele von uns werden mit aufrichtigem Bedauern von der Insel Hoste scheiden.

– Warum sollen wir überhaupt fortgehen? rief der junge Edward. Wir können ja auch auf magellanischem Boden eine Kolonie gründen.

– So, sagte Harry Rhodes lächelnd, und was fangen wir mit unserer Konzession am Oranje-Fluß an. Und wie lösen wir unsere Verpflichtungen gegen die »Gesellschaft für Kolonisation«? Und was wird aus dem Kontrakt mit der portugiesischen Regierung?

– Richtig, pflichtete ihm der Kaw-djer etwas ironisch bei, es gibt ja auch die portugiesische Regierung zu berücksichtigen! ... Hier käme übrigens die chilenische Regierung in Betracht. Die eine ist der anderen würdig.

– Vor neun Monaten aber ... begann Harry Rhodes ...

– Vor neun Monaten, unterbrach ihn der Kaw-djer, wären Sie auf freier Erde gestrandet; jetzt hat ihr ein verdammungswürdiger Vertrag die Unabhängigkeit gestohlen. –

Der Kaw-djer stand mit hoherhobenem Haupte und auf der Brust gekreuzten

Armen da und ließ seine Blicke nach Osten schweifen, als hätte er das Schiff zu sehen erwartet, das, aus dem stillen Ozean kommend, die Spitze der Halbinsel Hardy umfahren mußte, das Schiff, das der Gouverneur von Punta-Arenas zu senden versprochen hatte.

Der vorherbestimmte Zeitpunkt war herangekommen. Schon hatte die zweite Hälfte des Monates Oktober begonnen und noch immer war kein Fahrzeug auf dem Meere zu erblicken.

Die Schiffbrüchigen gaben – und mit Recht – Zeichen der Unruhe ob dieser Verspätung. Zwar mangelte es ihnen an nichts. Für viele Monate hinaus reichten die Konservenschätzungen der Ladung des »Jonathan« noch aus. Aber die Emigranten waren eben noch nicht an ihrem Bestimmungsort angelangt, einen zweiten Winter wollten sie nicht mehr auf der Insel verbringen und schon wurden Stimmen laut, die davon sprachen, die Schaluppe nochmals nach Punta-Arenas zu schicken.

Während der Kaw-djer in Gedanken vertieft dastand, kamen Lewis Dorick und etwa zehn seiner gewöhnlichen Genossen, lärmend und herausfordernd vorüber, sie waren eben von einem Ausflug in das Innere der Insel zurückgekehrt. Sie hatten nie die feindliche Gesinnung verheimlicht, die sie für die sonst allgemein geachtete Familie Rhodes und den Kaw-djer hegten, trotzdem sie den großen Einfluß des letzteren nicht leugnen konnten. Harry Rhodes wußte es, auch dem Kaw-djer war diese Gesinnung kein Geheimnis.

»Diese Leute, sagte der erstere, würde ich ohne Bedauern hier zurücklassen. Von ihnen haben wir nichts Gutes zu erwarten. Sie werden in unserer neuen Niederlassung nur Unfrieden stiften. Sie wollen keine Autorität anerkennen und streben die Aufhebung aller sozialen Ordnung an. Als ob Ordnung und Autorität nicht ein naturgemäßes Erfordernis einer jeden Vereinigung von Menschen wäre!«

Der Kaw-djer antwortete nicht, vielleicht war er so in seine Gedanken vertieft, daß er die Worte gar nicht vernommen hatte, vielleicht wollte er auch nicht antworten.

So kehrte das Gespräch trotz aller Anstrengungen stets wieder zum selben Punkt zurück, immer kam die soziale Frage zur Verhandlung, über die man sich nie einigte.

Harry Rhodes, welchem das schweigsame Verhalten des Kaw-djer auffiel, bedauerte, so ungeschickterweise den wunden Punkte wieder berührt zu haben, als Hartlepool ins Zelt trat und die Gedanken in eine andere Richtung lenkte.

»Ich möchte mit Ihnen sprechen, Herr, sagte er zum Kaw-djer.

– Wir wollen nicht stören ... meinte Harry Rhodes.

– Sie stören durchaus nicht, sagte der Kaw-djer und fragte den Hochbootsmann:

- Was haben Sie mir mitzuteilen, Hartlepool?
- Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich wegen des Alkohols genau orientiert bin, antwortete er.
- Also ist es doch Rum aus den Vorräten des »Jonathan« gewesen, der Ceroni verkauft worden ist?
- Ja.
- Natürlich gibt es da Mitschuldige!
- Zwei, Kennedy und Sirdey.
- Täuschen Sie sich nicht?
- Jeder Irrtum ist ausgeschlossen.
- Welchen Beweis haben Sie?
- Diesen: Als Sie mir kürzlich von Patterson sprachen, bin ich mißtrauisch geworden. Ceroni ist nicht imstande, aus eigenen Mitteln einen Plan auszuhecken,

aber Patterson ist ein durchtriebener Bursche. Ich habe ihn daher überwachen lassen ...

- Durch wen? unterbrach ihn der Kaw-djer mit gerunzelter Stirne, der Gedanke des Ausspioniertwerdens empörte ihn.
- Durch die beiden Schiffsjungen, erwiderte Hartlepool; die beiden sind nicht auf den Kopf gefallen und haben die Schuldigen herausgefunden. Sie haben gestern Kennedy und diesen Morgen Sirdey auf frischer Tat ertappt, als sie einen Augenblick der Unachtsamkeit des Kameraden, der mit ihnen die Wache teilte, rasch dazu benutzten, um ein Quantum Rum in die Feldflasche Pattersons zu gießen.

Die Erinnerung an das Martyrium Tullias und Graziellas und auch der Gedanke an Halg ließen den Kaw-djer auf seine Freiheitsideen vergessen.

»Das sind Verräter, sagte er, gegen die mit größter Strenge vorgegangen werden muß.

– Das ist auch meine Ansicht, pflichtete Hartlepool bei, und deshalb bin ich gekommen, Sie zu holen.

– Mich? ... Warum machen Sie nicht selbst das Nötige ab?«

Hartlepool schüttelte den Kopf als Mann, welcher seine Leute kannte.

»Seitdem es keinen »Jonathan« mehr gibt, habe ich nur die Autorität, die man mir gutwillig zuerkennt, erklärte er. Die beiden würden mich gar nicht anhören!

– Warum werden sie mich eher anhören?

– Weil sie Sie fürchten.«

Der Kaw-djer war sehr bestürzt über diese Antwort. Es gab Menschen, welche ihn fürchteten? Der Grund konnte nur in seiner Überlegenheit liegen. Immer dasselbe: Die

Gewalt, die Überlegenheit als Basis der ersten gesellschaftlichen Beziehungen!

»Ich gehe hin,« sagte er mit düsterer Miene.

Er richtete seine Schritte nach dem Zelt, das die Ladung des »Jonathan« barg. Kennedy hatte gerade seine Wache angetreten.

»Sie haben das Vertrauen getäuscht, das man in Sie gesetzt hat ... sagte der Kaw-djer streng.

– Aber Herr ... stammelte Kennedy.

– Sie haben betrogen, fügte der Kaw-djer in kaltem Ton hinzu; von diesem Augenblick an gehören Sie und Sirdey nicht mehr zur Besatzung des »Jonathan«.

– Aber ... wollte Kennedy sich entschuldigen.

– Ich hoffe, Sie werden mich nicht zwingen, meine Worte zu wiederholen.

– Es ist schon gut, Herr ... es ist gut ... stotterte Kennedy, indem er respektvoll seine Mütze zog.

In demselben Augenblicke wurde hinter dem Kaw-djer eine Stimme laut:

»Mit welchem Recht erteilen Sie diesem Mann Befehle?«

Der Kaw-djer wandte sich um und erblickte Lewis Dorick, welcher in Gesellschaft Fred Moores Zeuge der Bestrafung Kennedys gewesen war.

»Und welches Recht haben Sie denn, mich ob meiner Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen?« fragte er von oben herab.

Als Kennedy diese unerwartete Unterstützung kam, änderte er sein Benehmen, setzte seine Mütze auf und lachte frech vor sich hin.

»Wenn ich das Recht nicht habe, nehme ich es mir einfach, entgegnete Lewis Dorick.

Wir dulden nicht, daß sich auf der Insel
Hoste jemand zum Befehlshaber aufwirft.«

War es möglich? ... Dieser Mensch
beschuldigte den Kaw-djer, den
Befehlshaber spielen zu wollen!

»Nun ja, das ist ja so die Art und Weise des hohen Herrn, fiel Fred Moore ein, indem er besonderen Nachdruck auf das letzte Wort legte. Der Herr nimmt ja eine ganz andere Stellung ein als wir anderen Sterblichen; ist ja viel mehr als wir, er befiehlt, er trifft Entscheidungen ... Der Herr glaubt vielleicht, hier Kaiser zu sein?«

Der Kreis verdichtete sich um den Kaw-djer.

»Dieser Mann, sagte Dorick mit schneidender Stimme, braucht niemandem Gehorsam zu leisten. Wenn er will, kann er sich auch weiterhin zur Besatzung des »Jonathan« rechnen.«

Der Kaw-djer schwieg, aber er ballte die Faust, als seine Gegner einen Schritt näher an ihn herantraten.

Würde es zu einem Angriff kommen, würde er sich durch Zuhilfenahme roher Kraft verteidigen müssen. Er fürchtete die Feinde nicht. Es waren ihrer drei – auch zehn hätten ihn nicht erschreckt. Aber welche Schande, sich als denkendes Wesen derselben Verteidigungsmittel bedienen zu müssen wie das auf tiefer Entwicklungsstufe stehende Tier!

Aber diese Schmach blieb dem Kaw-djer erspart. Harry Rhodes und Hartlepool waren ihm gefolgt, bereit, im Notfalle helfend einzugreifen. Als sie sich von ferne näherten, verschwanden Dorick, Moore und Kennedy vom Schauplatz.

Traurig blickte ihnen der Kaw-djer nach – da tönten laute Rufe und Schimpfworte vom Flußufer herüber. Die drei Männer eilten nach dieser Richtung und trafen auf einen dichten Menschenknäuel, aus dessen

Mitte fortgesetzt Schreie drangen. Fast alle Emigranten schienen an dieser Stelle versammelt zu sein und über den Köpfen der aufgeregten Menge sah man drohende Fäuste sich erheben.

Was war denn die Ursache dieser Aufregung, die fast wie Aufruhr aussah?

Es war keine Ursache vorhanden oder, besser gesagt, der Grund war ein so geringfügiger, weit hergeholtter, daß keiner der Erregten ihn hätte anzugeben vermocht.

Vor sechs Wochen hatten die Zwistigkeiten mit einem Streit um ein Küchengerät begonnen. Eine der Frauen behauptete, es einer anderen geliehen, und diese beschwore hoch und teuer, es zurückgegeben zu haben. Wer von beiden recht hatte, vermochte niemand zu sagen.

Über diese hochwichtige Angelegenheit brach ein heftiger Streit zwischen den zwei Frauen los, sie schmähten so lange, bis ihnen buchstäblich der Atem ausging. Drei

Tage später wurde er von neuem aufgenommen, in ernsterer Form diesmal, da die Männer der beiden Kriegführenden sich nun auch der Sache annahmen. Damals schon hatte man die eigentliche Ursache des Rechtsstreites vergessen gehabt, den Ursprung der Wortgefechte; aber die Feindseligkeit bestand nun einmal. Unter ihrem Einfluß, aus bloßem Bedürfnis, zu schaden, zu verletzen, hatten sich die vier Gegner gegenseitig alle auf der Welt existierenden Schlechtigkeiten zum Vorwurf gemacht, sich der gemeinsten Handlungen beschuldigt, indem sie die längst begrabene Vergangenheit aufwühlten und auch eine gelegentliche Erfindung nicht verschmähten.

Je grausamer eine derartige Entdeckung war, mit desto größerer Genugtuung erfüllte sie den Entdecker und jeder war stolz auf seine Geschicklichkeit, dem anderen wehe tun zu können. »Nun, und ich? ... Ihr habt ja gehört, wie ich ihm gesagt habe ...« Diese Form der Rede sollte in späteren Gesprächen gar oft Wiederholung finden.

Damit war das Scharmützel vorläufig auch beendet, aber die ruhelosen Zungen arbeiteten weiter. Die beiden Parteien klagten ihre Leiden ihren jeweiligen Freunden und gingen ganz regelrecht auf das progressive Vorgehen ein, so daß sie von spöttischen Bemerkungen zu böswilligen Einflüsterungen, Lästerungen und Verleumdungen kamen. Diese Gespräche wurden wieder den Interessenten zugetragen und das hatte den Sturm entfesselt. Die Männer waren handgemein und einer war zu Boden geworfen worden. Am folgenden Tage erachtete es der Sohn des Besiegten für seine Pflicht, den Vater zu rächen, es war zu einer zweiten, ernsteren Schlägerei gekommen als am Vortage. Die Mitbewohner der beiden Häuser, die die kriegsführenden Parteien beherbergten, konnten der Versuchung, sich am Kampfe zu beteiligen, nicht widerstehen.

Der Krieg war jetzt offen erklärt und jede Gruppe machte lebhaft Propaganda, um Teilnehmer zu werben.

Jetzt gehörte die Mehrzahl der Emigranten zu dem einen oder dem anderen der beiden Feindeslager. Je mehr die Armeen anwuchsen, desto ernster wurde die Situation. Kein Mensch dachte mehr an die lächerliche Entstehungsursache der feindlichen Stimmung. Man stritt jetzt um die Entscheidung, wohin das kommende Schiff segeln sollte.

Sollte man wirklich nach dem unbekannten Afrika segeln? War es nicht vernünftiger, nach Amerika zurückzukehren. Die verschiedenen Meinungen und Auseinandersetzungen über diesen Punkt bildeten jetzt das Material des Streites. Welch einen gewundenen Pfad war man gewandelt, um von einem einfachen Küchengerät zu dieser wichtigen Debatte zu gelangen! Unergründliches Geheimnis! Außerdem war man überzeugt, daß die Meinungsverschiedenheiten sich stets um denselben Punkt gedreht hatten; jede der beiden Thesen wurde jetzt leidenschaftlich verfochten. Bei jeder Begegnung, beim Gruße, beim Scheiden fand sich immer

Gelegenheit, dem Gegner, gleich spitzer Projektile, in aller Eile einige Gründe für und wider an den Kopf zu werfen, während die fünf Japaner, in einer friedlichen Gruppe einige Meter von der heftig agierenden Menge entfernt, in stummem Staunen nach ihren fieberhaft erregten Gefährten blickten.

Ferdinand Beauval war in gehobener Stimmung, er fühlte sich wieder so recht in seinem Fahrwasser – aber der Versuch, zu Worte zu kommen, war vergeblich. Er ging von einem zum anderen, er vervielfältigte sich – alles umsonst. Man hörte ihn nicht an. Kein Mensch gab sich die Mühe, auf den anderen zu hören. Es wurden viele Monologe gehalten, aber jede einzelne Gedankenäußerung verschmolz mit den anderen zu einem harmonischen Ganzen, dessen Tonstärke von Minute zu Minute anschwoll. Das Gewitter war nicht mehr weit, der Blitz mußte einschlagen. Der erste Faustschlag würde *ipso facto* alle Fäuste in Tätigkeit setzen und die Szene drohte in

einen allgemeinen Faustkampf auszuarten

...

Ein kleiner Regen schlägt oft den stärksten Wind nieder – lautet ein Sprichwort, das hier Anwendung finden könnte. Ein einziger Mensch genügte, um diese überhitzten Köpfe zu beruhigen. Dieser Mensch, einer der Emigranten, welcher Seewölfe gejagt hatte, kam mit der äußersten Schnelligkeit, die seine Beine leisten konnte, herbeigelaufen zu der aufgeregten Menge. Und noch während des Laufens schrie er ihnen unter heftigen Gestikulationen, so laut er konnte, die Worte zu:

»Ein Schiff! ... Ein Schiff in Sicht!«

VI. Frei

Ein Schiff in Sicht! ... Mit welcher Freude erfüllte dieser Anblick die Herzen der Verbannten! Der Aufruhr hatte sich augenblicklich, wie auf ein Zauberwort hin, gelegt und alles stürzte, einem reißenden Strom gleich, der Küste zu. Niemand dachte mehr an Zank und Streit. Man drückte und stieß sich schweigend. In wenigen Sekunden waren alle Emigranten an der Ostspitze der Insel versammelt, von wo aus man ein weites Stück offenes Meer überblicken konnte.

Harry Rhodes und Hartlepool hatten sich der allgemeinen Bewegung angeschlossen und blickten nicht ohne Erregung neugierig nach Süden; in der Tat zeichnete sich dort eine Rauchsäule vom Himmel ab und zeigte das Nahen eines Dampfers an. Der Körper des Schiffes war noch nicht zu erkennen, aber er mußte von Minute zu Minute mehr aus der Horizontlinie heraustreten. Nun war

es schon möglich, seine ungefähre Größe auf vierhundert Tonnen abzuschätzen; die Farben der Flagge an der Mastspitze waren der großen Entfernung halber noch nicht zu erkennen.

Die Emigranten wechselten enttäuschte Blicke. Niemals konnte ein Fahrzeug mit so geringem Tonnengehalte alle auf einmal fortschaffen. Vielleicht war es nur ein gewöhnliches Frachtschiff und nicht das vom Gouverneur von Punta-Arenas versprochene Rettungsschiff.

Die Zweifel sollten bald aufgeklärt werden. Das Fahrzeug näherte sich zusehends. Bei Einbruch der Dunkelheit hatte es sich bis auf drei Meilen dem Lande genähert.

»Die chilenische Flagge, sagte der Kaw-djer, als der Luftzug einen Augenblick lang das Fahnentuch ausbreitete, so daß sich die Farben erkennen ließen.

Und dreiviertel Stunden später hörte man in der Finsternis der inzwischen

hereingebrochenen Nacht das Kreischen der Ketten in den Klüsen, das anzeigen, daß das Schiff Anker geworfen habe. Nun zerstreute sich die Menge, jeder kehrte in seine Behausung zurück, um das Ereignis zu besprechen.

Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. In der Morgendämmerung erblickte man das Schiff in einer Entfernung von drei Kabellängen verankert. Der um seine Meinung befragte Hartlepool erklärte es für einen Avisodampfer der chilenischen Kriegsmarine.

Hartlepool irrte sich nicht. Es war ein Aviso-Schiff aus Chile, dessen Kommandant sich um acht Uhr morgens ans Land rudern ließ.

Angsterfüllte Gesichter umringten und eine Flut von Fragen überschüttete ihn. Warum hatte man ein so kleines Schiff geschickt? Wann würde man sie endlich erlösen kommen? Oder hatte man vielleicht die Absicht, sie auf dieser Insel sterben zu

lassen. Der Kommandant kam gar nicht zum Sprechen.

Zunächst ließ er den Fragenansturm ruhig über sich ergehen, bis ein momentaner Stillstand eintrat und als endlich die Menge mit großer Mühe zum Schweigen gebracht war, nahm er das Wort mit lauter, überall vernehmbarer Stimme.

Zunächst sprach er beruhigend auf seine Zuhörer ein. Sie könnten der Fürsorge Chiles ruhig vertrauen. Die Gegenwart des Avisodampfers war doch der Beweis, daß man nicht daran dachte, sie zu vergessen.

Er erklärte darauf, daß die Regierung ihre besonderen Gründe gehabt habe, anstatt des versprochenen großen Transportschiffes einen kleinen Kriegsdampfer zu senden; sie wolle den Emigranten zunächst einen Vorschlag unterbreiten, der gewiß ihren Beifall finden werde, einen eigentümlichen, unerwarteten Vorschlag, den er ihnen ohne weitere Umschweife vorlegen wolle.

Für den Leser aber dürfte eine kleine Abschweifung nicht ganz überflüssig sein, damit er den Ideengang des Gouverneurs von Chile richtig beurteilen könne. Bei der Verwaltung des westlichen und südlichen Teiles des Magalhães-Archipels, den ihm der Vertrag vom 17. Januar 1881 zugesprochen hatte, wollte Chile ein Meisterstück liefern, indem es aus dem Schiffbruch des »Jonathan« und der Anwesenheit einiger hundert Menschen auf der Insel Hoste Nutzen zog.

Dieser Vertrag hatte ja nur theoretische Rechtsansprüche geteilt. Argentina hatte gewiß nichts mehr zu fordern außer der Staateninsel, dem Abschnitt Patagoniens und den ihm zugesprochenen Teilen des Feuerlandes. Auf seinem Gebiete konnte sich Chile in voller Freiheit bewegen und über seine Interessen nach Gutdünken wachen. Aber es genügt nicht, von einem Lande Besitz zu ergreifen und andere mächtige Nationen abzuhalten, sich darauf festzusetzen.

Notwendig ist vielmehr, aus dem Lande Nutzen zu ziehen durch Ausbeutung der verborgenen mineralischen und vegetabilischen Schätze. Notwendig ist, das Land durch Handel und Industrie zu bereichern, Ansiedler herbeizuziehen, falls es unbevölkert ist. Mit einem Worte – es muß kolonisiert werden. Das Beispiel, das das stetig anwachsende, aufblühende Punta-Arenas an der Küste der Magalhæs-Straße bot, ermutigte die Republik Chile zu einem ähnlichen Versuche. Es galt, die Aufmerksamkeit der Auswanderer auf den Magalhæs-Archipel zu lenken.

Diese fruchtbare Region mußte belebt werden, nachdem sie bis jetzt nur von wenigen indolenten Indianerstämmen bevölkert war.

Der glückliche Zufall hatte nun auf der Küste der inmitten eines Labyrinthes von Wasserstraßen gelegenen Insel Hoste ein großes Schiff scheitern lassen; mehr als tausend allen möglichen Nationalitäten angehörige Emigranten, meist ehemalige

Großstadtbewohner, welche in der Heimat unmöglich geworden waren, hatten sich darauf flüchten müssen.

Die chilenische Regierung sagte sich mit vollem Rechte, daß sich ihr hier eine unerwartet günstige Gelegenheit bot, aus den Schiffbrüchigen des »Jonathan« Kolonisten der Insel Hoste zu machen. Aus diesem Grunde hatte sie jetzt kein großes Transportschiff gesandt, sondern nur den kleinen Avisodampfer, dessen Kommandant bevollmächtigt war, alle diesbezüglichen Vorschläge den Interessenten zu unterbreiten und alle Verhandlungen mit ihnen zum Abschluß zu bringen. Diese Vorschläge kamen ganz unerwartet und waren sehr günstiger, verlockender Natur: die Republik Chile gedachte sich der Insel Hoste ganz und gar zu entäußern, zugunsten der Schiffbrüchigen des »Jonathan«, welche nach Belieben und Gutdünken darüber verfügen sollten, und zwar nicht auf absehbare Zeit hin, sondern als unbestreitbares, unentreißbares

Eigentum für alle Zeiten, ohne allen Vorbehalt, ohne jede Bedingung.

Nichts konnte klarer und deutlicher sein, als dieser Vorschlag, und man kann ruhig hinzufügen – nichts konnte geschickter ausgedacht sein. Indem Chile auf die Insel Hoste verzichtete, um sie einer raschen Bewertung zuzuführen, zog es das Augenmerk der anderen Auswanderer auf die übrigen Inseln, Clarence, Dawson, Navarin, Hermite, die unter seiner Herrschaft verblieben. Wenn die neue Kolonie gedieh, was man mit aller Bestimmtheit erwarten konnte, würden die Leute das Klima des Magalhães-Archipels nicht mehr fürchten, die reichen Produkte der Landwirtschaft, die mineralischen Reichtümer würden bekannt werden: Es konnte nicht länger verborgen bleiben, daß die üppigen Weideplätze des Archipels, der Reichtum des Meeres an Fischen der Schöpfung großartiger Unternehmungen äußerst günstig waren und die Küstenfahrt würde dadurch einen ungeahnten Aufschwung erleben!

Welch herrlicher Zukunft ging nicht Punta-Arenas entgegen! Es war Freihafen, kannte kein langweiliges Zollverfahren und nahm alle Schiffe beider Kontinente gastfreundlich auf. Durch die Gründung dieser Kolonie hatte man sich eigentlich der Herrschaft über die Magalhæs-Straße versichert.

Es mußte für die Regierung von größter Wichtigkeit sein, in dem südlichen Teil des Archipels einen ähnlichen Erfolg zu erringen. Um dieses Ziel leichter und sicherer erreichen zu können, war die Regierung in Santiago, durch spitzfindig feine, politische Berechnungen geleitet, zu dem Entschlusse gelangt, die Insel Hoste ihren größeren und versteckten Zielen zu opfern: das Opfer war übrigens mehr scheinbar als wirklich, denn die Insel war ja ganz unkultiviert. Nicht nur daß sie keine Entschädigung verlangte, sie gab die Insel vollkommen auf, überließ dieselbe als unantastbares Eigentum den Emigranten, sicherte ihnen vollkommene Autonomie zu und strich sie aus der Liste ihrer

Besitzungen. Es sollte der einzige Teil des Magalhães-Archipels sein, der sich vollständiger Unabhängigkeit erfreuen würde. Jetzt handelte es sich darum, ob die Passagiere des »Jonathan« sich mit dem Angebot einverstanden erklärten, ob sie einwilligen würden, ihre Konzession an der afrikanischen Küste gegen die Insel Hoste umzutauschen.

Die Regierung wollte die Angelegenheit so bald als möglich erledigt sehen. Das Avisoschiff hatte den Vorschlag hin- und die Antwort zurückzubringen. Der Kommandant war mit unumschränkter Vollmacht des Handelns ausgestattet und hatte mit den Vertretern der Emigranten den Vertrag abzuschließen. Seine Weisungen lauteten dahin, keinesfalls länger als höchstens vierzehn Tage vor der Insel vor Anker zu bleiben. Nach Ablauf dieser Frist hatte er heimzukehren, ob der Vertrag unterzeichnet war oder nicht.

Wenn die Antwort bejahend ausfallen sollte, so wurde der neuen Republik sofort

der Besitz der Insel zugesichert und sie konnte jederzeit diejenige Flagge hissen, die sie wählen würde.

Im entgegengesetzten Falle, sollten die Auswanderer sich gegen das Projekt erklären, dann würde die Regierung über kurz oder lang Mittel und Wege finden, sie ihrer Heimat zuführen zu lassen.

Selbstverständlich konnte das kleine Avisoschiff von so geringem Tonnengehalt sie nicht fortbringen, nicht einmal bis Punta-Arenas. Man wollte die »Gesellschaft für Kolonisation« ersuchen, ein Hilfsschiff zur Verfügung zu stellen, dessen Ankunft eben abgewartet werden mußte. Einige Wochen würden noch vergehen, ehe die Emigranten die Insel verlassen konnten.

Wie leicht zu erraten ist, hatte der Vorschlag der Regierung von Santiago eine ungeheure Aufregung zur Folge.

Das hatte man nicht erwartet! Die Emigranten waren unfähig, in einer so

wichtigen Sache sofort eine endgültige Entscheidung zu treffen: erst blickten sie sich gegenseitig in ungläubigem Staunen an, dann flogen alle Gedanken demjenigen zu, den man für den einzig geeigneten Mann hielt, im Sinne des gemeinsamen Interesses die rechte Entscheidung zu fällen. Mit einer fast gleichzeitigen Bewegung – die ihre dankbaren Gefühle, ihren Scharfsinn und – ihre Schwäche deutlich verriet – blickten sie nach Westen, das heißt dorthin, wo an der Flußmündung sich die Wel-kiej in ihrer Bucht schaukeln mußte.

Aber die Wel-kiej war verschwunden; so weit die Blicke trugen – der Horizont war leer, aus dem Wasser war sie nicht zu erblicken.

Zuerst waren die Leute wie erstarrt. Dann kam mit einem Male Bewegung in die Menge. Man sprach durcheinander, beugte sich vor, ragte sich auf, fragte und suchte, alles in der Hoffnung, denjenigen zu entdecken, zu dem alle ihre Zuflucht zu

nehmen gewohnt waren. Aber bald wurde es allen klar: der Kaw-djer war verschwunden, und Karroly und Halg mit ihm.

Alles war fassungslos. Es war diesen unselbständigen Leuten so zur Gewohnheit geworden, den Kaw-djer für sich denken und entscheiden zu lassen; sie waren seiner Uneigennützigkeit und scharfen Urteilskraft ja vollständig sicher. Und jetzt gerade hatte er sie verlassen, in diesem Augenblick, wo es sich um die Entscheidung ihres ganzen ferneren Lebens handelte! Sein Verschwinden hatte die gleiche Wirkung zur Folge als das Erscheinen des Schiffes in den Gewässern der Insel Hoste.

Auch Harry Rhodes war sehr traurig, obwohl aus anderen Gründen. Er hätte es ganz selbstverständlich gefunden, wenn der Kaw-djer die Insel Hoste an dem Tage des Scheidens der Emigranten verlassen haben würde – aber warum hatte er den Tag nicht abgewartet. Man zerreißt doch nicht so plötzlich die Bande einer aufrichtigen

Freundschaft, man scheidet doch nicht ohne Abschied, ohne sich Lebewohl gesagt zu haben!

Diese unvorhergesehene Abreise sah einer Flucht zum Verwechseln ähnlich. Sollte die Ankunft des chilenischen Schiffes der Grund der Handlungsweise des Kaw-djer sein? ...

Alle Vermutungen hatten ein Anrecht auf Wahrscheinlichkeit, um so mehr, wenn man die von einem geheimnisvollen Nimbus umgebene Lebensführung des Kaw-djer in Betracht zog, dessen Abstammung sogar ein Rätsel geblieben war.

Die Abwesenheit ihres gewöhnlichen Ratgebers zu einer Zeit, wo seine Meinung besonders maßgebend gewesen wäre, verwirrte die Emigranten aufs höchste. Die Menge verteilte sich langsam und der Kommandant des Avisoschiffes blieb fast ganz allein zurück. Eine kleine Gruppe nach der anderen zog sich bescheiden zurück, um ja nicht in die Lage zu kommen,

zu irgendeiner Entscheidung gezwungen zu werden. Nur verstohlen besprach man seine Eindrücke und tauschte leise seine Meinung über des Kommandanten erstaunliches Anerbieten aus. –

Während acht Tagen blieb die Angelegenheit ausschließliches Gesprächsthema. Die Leute konnten sich noch immer nicht von ihrem Staunen erholen. Der Vorschlag schien ja so unmöglich, unfaßbar, daß viele Emigranten sich nicht entschließen konnten, ihn ernst zu nehmen. Harry Rhodes wurde von seinen Gefährten gebeten, mit dem Kommandanten nochmals Rücksprache zu nehmen, ihn um einige Erklärungen zu ersuchen; selbst die Vollmacht, in deren Besitze er war, wurde genau auf ihre Echtheit geprüft und immer wieder mußte er wiederholen, daß die Unabhängigkeit der Insel Hoste von der Republik Chile anerkannt werden würde.

Der Kommandant tat sein Möglichstes, um die Emigranten zu überzeugen. Er setzte

ihnen selbst die Gründe auseinander, welche die Republik zu einer derartigen Handlungsweise bewogen hatten, und wie vorteilhaft es anderseits für die Emigranten wäre, sich in einem Lande niederzulassen, dessen Besitz ihnen für alle Zeit zugesichert sei. Er verwies auf das stete Emporblühen von Punta-Arenas und fügte schließlich noch hinzu, daß es im Interesse Chiles liegen würde, die neue Kolonie anderweitig zu unterstützen.

»Die Schenkungsurkunde liegt bereit, sagte der Kommandant, es fehlen nur noch die Unterschriften.

– Wessen Unterschriften? fragte Harry Rhodes.

– Jene der von den Emigranten nach einer allgemeinen Beratung freiwillig gewählten Abgeordneten.«

Das war in der Tat die beste Möglichkeit, zu einem Entschlusse zu gelangen. Später, wenn es sich um die Organisation der neuen

Kolonie handeln würde, konnte man oder auch nicht – wie man dann eben wollte, einen einzelnen Mann mit der Leitung des jungen Staates betrauen. In aller Ruhe und Freiheit konnte sie dann eine Regierungsform wählen, welche ihr die beste erschien und Chile hatte sich in keiner Form einzumengen. Damit man später nicht über die Folgen dieses Vorschlages erstaunt sei, wäre es gut, sich von der aktuellen Lage ein genaues Bild zu schaffen.

Welcher Art waren denn die Passagiere, welche der »Jonathan« in San Francisco an Bord genommen hatte und nach der Delagoa-Bai bringen wollte? – Unglückliche Menschen, welche durch Existenzsorgen zur Auswanderung gezwungen worden waren. Welchen Unterschied bildete es für sie, sich da oder dort anzusiedeln, wenn nur ihre Zukunft gesichert war und die Lebensbedingungen einigermaßen günstige waren.

Seitdem sie die Insel Hoste bewohnten, war ein Winter bereits verstrichen. Sie hatten

Gelegenheit gehabt, aus eigener Erfahrung zu konstatieren, daß die Kälte sehr gut zu ertragen war und sahen jetzt, daß sich die schöne Jahreszeit mit einer Frühreife und Üppigkeit der Vegetation einstellte, die man selbst in Gegenden, die dem Äquator näherlagen, nicht immer antraf.

Was die sichere Lage anbelangte, so fiel der Vergleich entschieden zum Nachteil der Delagoa-Bai aus, in deren Nachbarschaft die Engländer und der Oranje-Freistaat lagen und die von umherschweifenden wilden Kaffernstämmen beunruhigt wurde.

Wahrhaftig, die Emigranten hätten ob all dieser Umstände vor ihrer Einschiffung Erkundigungen einziehen sollen; jetzt erst sahen sie die Wichtigkeit dieser Nebenumstände ein, wo sich ihnen eine Gelegenheit bot, in einer vereinsamt daliegenden Gegend ihre bleibende Wohnstätte zu gründen, ganz außer dem Bereich jeder feindlichen Nachbarschaft.

Anderseits hatte die »Gesellschaft für Kolonisation« die Konzession in Südafrika nur für eine bestimmte Zeit erhalten und die portugiesische Regierung trat keines ihrer Rechte zugunsten der Kolonisten ab.

Hier im Magalhães-Archipel genossen sie die unbeschränkteste Freiheit, ja, mehr noch, die Insel Hoste, ihr Eigentum, würde den Rang eines jeden anderen souveränen Staates einnehmen.

Ferner waren noch zwei Punkte in Betracht zu ziehen: Durch das Verweilen auf der Insel Hoste ersparte man sich eine neuerliche Reise und setzte sich ihren Eventualitäten nicht aus, und dann hatte die chilenische Regierung versprochen, sich um das Ergehen der Kolonie zu bekümmern. Man konnte auf ihren Beistand zählen. Mit Punta-Arenas würden regelmäßige Verbindungen angeknüpft werden. Handelsstationen würden längs der Küste der Magalhães-Straße und an anderen Punkten des Archipels gegründet werden. Man konnte vielleicht mit den

Falklands-Inseln Beziehungen anknüpfen und die Republik Argentina würde wohl auch ihren Länderbesitz auf dem Feuerlande nicht sich selbst überlassen, in absehbarer Zeit würden auch dort Niederlassungen entstehen, Rivalen von Punta-Arenas, und das Feuerland würde seine argentinische Hauptstadt bekommen, wie die Halbinsel Brunswick ihre chilenische Hauptstadt besitzt. Diese Vermutung ist tatsächlich eingetroffen, am Beagle-Kanal findet sich jetzt die argentinische Stadt Usheia.

Alle diese Gründe sprachen für das Bleiben auf der Insel und überwogen alle gegnerischen Meinungen.

Nach langen Beratungen war es klar geworden, daß die Mehrzahl der Emigranten für die Annahme des Vorschlages der chilenischen Regierung stimmte. Wie bedauerten sie aufs neue die Abwesenheit des Kaw-djer, jetzt, wo sein Urteil so wichtig in die Wagschale gefallen, sein Rat so geschätzt worden

wäre. Niemand war mehr geeignet als er, die beste Lösung zu finden. Wahrscheinlich hätte auch er die Annahme eines Projektes befürwortet, das einer der elf großen Inseln des Magalhães-Archipels die Unabhängigkeit sicherte. Harry Rhodes bezweifelte nicht, daß der Kaw-djer in diesem Sinne mit allem Nachdruck und jener Autorität, zu der ihn die vielen erwiesenen Dienste berechtigt hatten, für den Vorschlag der Regierung eingetreten wäre.

Er mußte ja für diese Lösung stimmen und war in diesem Falle – das Phänomen wiederholte sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald wieder – derselben Meinung wie Ferdinand Beauval. Der Sozialistenführer machte lebhaft Propaganda für das Bleiben auf der Insel. Was erhoffte er davon? Träumte er von einer praktischen Durchführung seiner Lehrsätze? Vor sich hatte er ein auf niederer Bildungsstufe stehendes Volk, das – wie in den ersten Zeitaltern der Erde – unzerteilbare Ländereien sein eigen nannte,

auf die niemand ein persönliches Besitzrecht geltend machen konnte, auch auf die kleinste Parzelle nicht; welch wundersames Vorkommnis war dies! Welch herrliches Operationsfeld, um den Versuch einer Aufstellung der Herrschaft des Kollektivismus, vielleicht sogar des streng durchgeführten Kommunismus zu machen.

Ferdinand Beauval war nun in seinem Element! Von dem einen wanderte er zum anderen und suchte ihn unermüdlich zu seiner Auffassung zu bekehren. Und welchen Überfluß an Beredsamkeit er dabei entwickelte!

Endlich wurde zur Abstimmung geschritten. Die von der chilenischen Regierung bewilligte Entscheidungsfrist nahte ihrem Ende und der Kommandant des Avisoschiffes drängte zum Abschluß. Wenn er am bestimmten Tage, dem 30. Oktober, unverrichteter Dinge abreiste, würde Chile für immer seine Eigentumsrechte über die Insel Hoste bewahren.

Am 26. Oktober wurde eine Generalversammlung einberufen. Alle großjährigen Emigranten nahmen an der endgültigen Beratung teil, achthundertvierundzwanzig an der Zahl – der Rest der Auswanderer, Frauen, Kinder und junge Leute unter einundzwanzig Jahren, waren davon ausgeschlossen, desgleichen die Abwesenden, die Repräsentanten der Familien Gordon, Rivière, Ivanoff und Gimelli. Das Resultat der Beratung ergab siebenhundertzweiundneunzig Stimmen zugunsten des Vorschlages, also eine überwiegende, alles überwindende Majorität. Nur zweiunddreißig sprachen dagegen, welche dem ersten Projekt treu bleiben und an die Delagoa-Bai gehen wollten. Aber schließlich ließen auch sie sich von den übrigen zu ihrer Meinung umstimmen.

Nun wurde zur Wahl dreier Abgeordneter geschritten. Bei dieser Gelegenheit hatte Ferdinand Beauval einen glänzenden Sieg zu verzeichnen. Endlich einmal waren seine

Anstrengungen mit Erfolg gekrönt, jetzt wartete seiner ein Ehrenamt! Er wurde von den Emigranten gewählt, aber diese waren instinktiv so klug und vorsichtig gewesen, ihm Harry Rhodes und Hartlepool zur Seite zu stellen.

Der Vertrag wurde noch am gleichen Tage von den Delegierten einerseits und dem Kommandanten, welcher in Vertretung seiner Regierung handelte, anderseits unterzeichnet. Er war in einfachen, klaren Sätzen abgefaßt, bestand nur aus wenigen Zeilen und schloß jede Zweideutigkeit aus.

Sofort wurde die hostelische Flagge – weiß-rot – am Strande gehißt, die das Avisoschiff mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßte. Die zum ersten Mal gehißte Flagge entfaltete sich langsam und feierlich, flatterte froh durch die Lüfte und verkündete der Welt das frohe, freudige Ereignis der Geburt eines freien Landes.

Ende des ersten Bandes.